J. G. Herders
vermischte Schriften.

Sechszehnter Band.

Wien, 1802.
Bei Anton Pichler.

F. Weber Sc:

Pluto entführt Proserpinen

Kritische Wälder.

Oder

Betrachtungen

über die

Wissenschaft und Kunst

des Schönen.

Zweytes Wäldchen.

über einige Klotzische Schriften.

Wien, 1802.
Bey Anton Pichler.

Analytischer Inhalt.

I. Ueber Hrn. Klotz homerische Briefe.

1. Warum es nicht so leicht sey, in unsrer Zeit Homer, in Absicht auf seine Sprache und seine Menschen, zu beurtheilen? Ob Homer das Maaß des menschlichen Geistes? und ob es aus seinem Zeitalter wahrscheinlich sey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?

2. Hrn. Klotzens Tadel auf Homer ist längst bekannt, und kein Tadel. Ekphrase der Episode Vulkans, zum Beweise, daß er kein Possenreißer seyn wolle.

3. Ein Blick auf Thersites und Irus in Homer. Rettung des Lope di Vega und Milton, in Absicht auf ihre Lachsucht. Kann eine epische Hauptperson lächerlich seyn? Nein! Rettung des Homerischen Ulysses. Darf sie lachen? Warum nicht?

4. Unterschiede, die Hr. Klotz übersehen. An sich ist lächerlich und belachenswerth; Haupt- und Nebenpersonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine sich in andre auflösende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopee, nicht einerley.

5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte mischen? Zuerst: merkliche Schwierigkeiten in der lateinischen Sprache. Zeiten und Länder unterscheiden noch mehr. Sonderbarkeit

der Dichter, die in Italien bey Wiederaufle-bung der Wissenschaften sangen. Der poetische Gebrauch der Mythologie muß alles entscheiden. Rettung der Mythologie in Milton.

6. Einschränkung und Auseinandersetzung der ganzen Materie. Poetische Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geistlicher Dichter der Dogmatik zu gut schreibe?

7. Proben der großen Wirkung heidnischer Ideen in Gedichten unsrer Religion. Prüfung der neuen Vorschläge, auf was Art die Mythologie für unsre Religion zu brauchen sey?

8. Und für unsre Kunst. Ueber die Strahlen, die Flügel, und den Donnerstrahl in der Kunstvorstellung unsres Gottes. Prüfung der Vorschläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Ists was Unerhörtes, daß christliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen schildern?

9. Von der Mythologie in Profangedichten unserer Zeit. Ob sie durch Entdeckungen der Naturlehre, und der Geographie, oder gar durch Allegorie ersetzt werde? Ueber Ramlers Liebe zur poetischen Allegorie.

10. Kritik über den Rest, und Urtheil über das Ganze der homerischen Briefe.

II. Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der poetische Zweck desselben? Muß man die bona fama eines Poeten, nach seinen Versen beurtheilen? Ungereimtheiten hieraus, und ein Wink auf die wahre Grenzscheidung darüber.

2. Grund der Schamhaftigkeit in der menschlichen Natur. Das das κακοφατον ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der homerischen Episode des Paris.

3. Untersuchung der mancherley Schambegriffe, bey der Liebe, bey dem Nackenden, bey gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen und moralischen Schamhaftigkeit.

4. Unterschied dieser Empfindungen bey verschiednen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeiget. Rettung der griechischen Freyheiten hierinn.

5. Darlegung des Plans im ganzen Klotzischen libello. Voll Allgemeinörter, ohne philosophische Bestimmung, ohne nationelle Unterscheidung.

6. Und ohne charakteristische Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Hr. Kl. rette, und wie unpassend mit Homer vergleiche?

7. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne? Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der Heinischen Ausgabe Virgils.

III. Ueber einige horazische Rettungen und Erläuterungen.

1. Seltne Art Hrn. Klotzens, mit Harduin Krieg zu führen. Wie Harduin wiederlegt werden sollte?

2. Vom Klotzischen Commentar über Horaz. Wie sehr er den Ton der horazischen Poesie verfeh-

le? an der ersten Ode Horaz gezeigt. Auch andre haben den Ton dieser Ode nicht getroffen. Von dem poetischen Wortbaue des Choriamben.

3. Auch aus dem Tone der zweyten Ode erläutert uns Hr. Klotz sicher weg. Prüfung einiger andrer so genannter neuer Erläuterungen Horazens.

4. Wie wenig Hr. Kl. bisher zum horazischen Geschmacke beygetragen? Zweifel gegen die Erläuterungsmethode Horazens, nach Batteux Manier. Wie sehr diese die horazische Ode zerstücke und zerlege? Klotzens Begriff von den Digressionen, und dem Charakter Pindars.

5. Ueber die Parallelenmacherey bey einem Dichter. Ueber den Gemmengeschmack bey Lesung desselben. Ueber den Mißbrauch gelehrter Commentare. Geßners schätzbares Zeugniß darüber.

6. Meine Art, Horaz und neue Horaze zu lesen.

7. Nachschrift und Enderklärung.

Zweytes Wäldchen
über einige Klotzische Schriften.

I.

Ich habe mich anheischig gemacht, auf mehrere klotzische Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel sowohl, als das Lob, das auf den Ersten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der griechischen Litteratur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreise der Gelehrsamkeit einen Einfluß. Es wird also lohnen, mit den homerischen Briefen a) in der Hand ein Lustwäldchen der alten griechischen Musen zu besuchen.

Wie muß ich mich aber durch süße Freundschaftsbezeugungen, und lange Vorbereitungen durchwinden und durchdrängen b), um nur erst auf eine Materie zu kommen. Hr. Klotz irret in diesen Briefen so herum, daß seine Muse wohl nichts minder, als eine Schwester der homerischen Muse, seyn kann, die statt vom

a) Epist. Homer. Altenb. 1764.
b) pag. 5 — 24.

trojanischen Kriege, und vom Ey der Leda anzufangen, lieber gleich mitten in die Handlung hinein greift — μηνιν αειδε θεα, κ. τ. λ. — Der homerische Briefsteller nimmt sich zuerst recht sehr Zeit, seinen Freund und Gönner zu umarmen a), die sehr mittelmäßigen Verse desselben, die von ganz Deutschland für mittelmäßig erkannt sind, himmelhoch zu erheben b), uns auf dem Landgute desselben c) (wie Boileau von gewissen Wortmalern sagt) von Terrasse zu Terrasse zu führen, das Landleben d), und die unehelichen Kinder e) zu loben, über die Härte der Regina Pecunia f), und über die Undankbarkeit unsers Jahrhunderts gegen Poeten g) zu klagen, einen großen Minister, der fast durch ein solches Lob erniedrigt wird, deßwegen h) zu rühmen, weil er ihm erlaubt, auf dem Lande einige Zeit zuzubringen. Er fährt fort, alle selige Vergnügungen daselbst i) uns liebkosend vorzuzeigen: die Bücher, die er mit sich genommen, und endlich k)—„Wie aber die

a) pag. 5. 6.
b) p. 6. 7. conf. Act. litter. Vol. I. p. 245 — 49.
c) p. 8. 9. d) p. 10—12. e) p. 12. 13.
f) p. 13. 14. g) p. 15. 16. h) p. 16. 17.
i) p. 18. k) p. 18.

Dichter vom Zevs, so will ich vom Homer beginnen.“

Noch sind wir nicht in der Materie. Hr. Kl. zeigt erst, daß er mit seinem homerischen Tadel nicht zu ungelehrten Verächtern Homers gehöre a), daß niemand in der Welt die alten Schriftsteller mit mehr Bewunderung und Entzücken lese, als er, daß Homer bey allen diesen Fehlern, die Hr. Klotz ihm zeigen will, noch immer groß bleibe b), daß — und dies alles in so erregendem Tone, mit so viel, ob gleich längst bekannten, Beyspielen und Allgemeinsätzen, daß man keinen andern, als jenen cyklischen Dichter c) liest, und jedes Blatt mit der bewundernden Frage umschlägt: was will aus dem Männlein werden? Was hat dieser große Mann dem fehlerhaften Homer Unerhörtes zu zeigen, das so viel Vorbereitung und Aufmerksamkeit verdiente?

Vielleicht ist mein Leser so ungeduldig, als ich, und auf mich unwillig, daß ich den neuen Homeromastix noch nicht selbst reden lasse; allein, wenn Hr. Kl. zween Bogen lang vorbereitet, wie würde es denn dem

a) p. 19. b) p. 20—23.
c) Fortunam Priami cantabo. *Horat. A. P.*

Tone meines Werks entsprechen, nicht auch vorzubereiten? Ich muß also Schritt halten: sonst kommen wir alle drey, Hr. Klotz, der Leser und ich aus dem Takte.

Wie nun? Ists wohl so leicht, Homer zu tadeln? ich meyne so leicht für uns, in unsrer Zeit, Denkart und Sprache? Es sollte scheinen. Denn sind wir nicht in Gelehrsamkeit und Wissenschaft, und Stuffe der Cultur ungleich höher, als das Zeitalter Homers? Ist die Welt nicht drey tausend Jahr älter, und also auch vielleicht drey tausendmal erfahrner und klüger geworden? Kniet also nicht der Altvater Homer vor dem Geschmacke und Urtheile unsers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngsten Gerichts? Und wie denn nicht vor einem Vorsitzer und geheimen Rathe desselben? Ich sollte fast glauben! oder beynahe nicht glauben: denn unser Jahrhundert mag in allem, was Gelehrsamkeit heißt, so hoch gekommen seyn, als es will und ist; so ists doch in allem, was zur poetischen Beurtheilung Homers gehört, nicht höher; ja ich behaupte, daß es hierin dem Jahrhunderte geborner Griechen, die Homers Zeitgenossen, oder wenigstens Landsleute und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hinten

nach sey. Wir sind nicht nur nicht höher hinauf, wir sind gewisser maßen **aus der Welt hinaus** gerückt, in der Homer dichtete, schilderte und sang.

Homers Sprache ist nicht die unsre. Er sang; da dieselbe noch blos in dem Munde der artikulirt sprechenden Menschen, wie er sie nennet, lebte, noch keine Bücher, noch keine grammatische, und am wenigsten eine wissenschaftliche Sprache war. Er bequemte sich also den Artikulationen der Zunge seiner Menschen, den Beugungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Unschuld und Einfalt seines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er spräche? Tausend Wörter haben ihren Sinn allmählich umwandeln, oder sich in ihrem Gebrauche seitwärts biegen und verfeinern **müssen**. Müssen, ohne daß es jemand wollte, und bemerkte; denn der Geist der Zeit veränderte sich. Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer, denselben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechselt man klare, und nicht deutliche Ideen: und doch so, wie sich Lebensart, und der Geist des Jahrhunderts änderte, so hatte sich auch der inwohnende Geist vieler Wörter verändert. Sehr

spät endlich ward die Sprache wissenschaftlich. Der Wörtersammler, der die Begriffe aus einander setzen, deutlich machen sollte, fand einige vielleicht schon gar nicht in seiner lebenden Sprache; er mußte rathen, und die Muse gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bey einem andern definirte er nach dem Begriffe seiner Zeit: wie aber, wenn dieser blos ein jüngerer, ein abstammender Begriff gewesen wäre? Bey einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philosophen, eine Nebenbestimmung dieser und jener Schule, Provinz, Sekte, Menschengattung, und trug sie ein. Nun komme nach drey tausend Jahren ein Mensch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäckle Wörter, sicherer würde er die Bücher der cumäischen Sybille in Ordnung bringen!

Wer mir nicht glaubt, lese hierüber die Vorrede des arbeitsamen Johnsons zu seinem englischen Wörterbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tausend Jahre zurück, in einen so frühen Zeitpunkte der griechischen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend Homer sang, werfen will. Wenn

schon zur Zeit Aristoteles geborne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft waren: werden wir alsdenn nicht weit öfter, wenn es insonderheit auf Würde der Wörter ankommt, zu der Sprache des ehrlichen Sancho Pansa sagen müssen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten sollen. Ich rede nicht von dem Sinne desselben, sondern von dem Gefühle seiner epischen Würde in der Sprache: und zum Behufe des letztern reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen selbst da zu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beispiel, das ich brauchen werde. Das Wort γελοιον hieß in den Zeiten der alten griechischen Einfalt, überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dies Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes seyn durfte. Das γελοιοι in einem Menschen war der Charakter eines süßen innigen Gefallens: das γελοιον in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Annehmlichkeit. Je mehr die Zeiten von dieser unschuldigen Einfalt abwichen; desto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen" daraus. Das γελοιον in einem menschlichen Charakter ward das „Picquante des Witzlinges" und endlich ganz die Narrenkappe eines Gecken: das γελοιον in

einem Auftritte ward „das Lächerliche, und „endlich das Belachenswürdige.“ Welche Umwandlung von Ideen! Wer nun in einem alten Dichter der Einfalt das γελοιον allemal für eine Possenreißerey nehmen will, weil etwa in der lateinischen Uebersetzung „ridiculum“ steht, und darnach einen Menschencharakter in Homer längelang beurtheilen, und tadeln, und verdammen wollte, der könnte freilich sein Wörterbuch, und seine Uebersetzung, und die Meinung einiger alten Grammatiker auf seiner Seite haben, nicht aber darum auch den ursprünglichen Homer. Ueber den muß man nicht aus Uebersetzung und Wörterbuche, sondern aus dem lebendigen Gebrauche seiner Zeit urtheilen, oder das sicherste Wort wählen: ουκ οιδα!

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer malet, sich seit ihm schon sehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menschen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen sich Leidenschaften äußern! Eine griechische Seele war gewiß von andrer Gestalt und Bauart, als eine Seele, die unsere Zeit bildet. Wie verschieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anstrich des Umganges! Wie ver-

schieden also das Urtheil über die Würde der Menschheit, über die Beschaffenheit der Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubnisse des Vergnügens, über Anstand und Zucht — wie verschieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, so weit müssen sich die Jugendeindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines seiner heutigen Kunstrichter entfernen. Wer die Geschichte des menschlichen Geistes in allen Zwischenzeiten zwischen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermischungen der Begriffe von menschlicher Natur, Religion, Gelehrsamkeit, bürgerlichem Interesse, Sittsamkeit und Wohlstande in allen diesen Zeiten nachgespüret, wer Augen hat, um den Ort zu sehen, auf welchen ihn die zusammengesetzten Kräfte so vieler Zwischenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menschenseele ist, ungemein rückhaltend seyn. Er wird Homer, den Schöpfer menschlicher Charakter, studiren; er wird in den Zeiten desselben nach der damaligen Gestalt dieser so wichtigen Begriffe forschen: aber, wie ein Areopagit im Finstern urtheilen? Kaum!

Der Verfolg wird Beyspiele liefern, wie schielend es sey, über den Uebelstand homeri-

scher Götter und Helden, und Menschen nach den Begriffen unsrer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er sich nach den Sitten seiner Zeit bequemete? und nach welchen er sich denn hätte richten sollen a)?

Homer mußte sich nach den Sitten der Zeit vor ihm bequemen: denn aus dieser schilderte er seine Helden, und was er also in derselben für Begriffe von Heldengröße, Heldenklugheit und Wohlstand fand, ward die Basis seines Gedichts. Wenn diese Heldengröße ohne Leibesstärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildigkeit der Leidenschaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anschlägen, ohne eine kühne Rauhigkeit nicht bestehen konnte: so wurden auch alle diese Charaktere seinem Gedichte eigen.

Auf solcher Grundlage stand sein Gebäude: Ein Gedicht für seine Zeit. Die Vorstellungen der verflossenen Jahrhunderte sollten in der Sprache seines Zeitalters, nach dem Gefühle eines Sängers, der in diesem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit

a) Epist. Homer. p. 24.

dachten, vorgestellet werden: so sang Homer, und anders konnte er nicht singen — Ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit. Wer sich in diese zurück setzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenschaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den singt Homer, für keinen andern.

Es ist lächerlich, vom Homer fodern, daß er sich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten sollen. Dazu gehört Gabe der Weissagung, und noch was mehr, die Gabe unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fodern, daß Homer für unsre Zeit und Denkart hätte schreiben sollen, so hätte es ein alter Indianer und Perser, der auch Homeren in seiner Sprache las, fodern können! So auch ein scholastischer Mönch des funfzehenten Jahrhunderts, wenn er über Homer kam! so auch ein hottentottischer Kunstrichter, wenn einmal der Genius der Wissenschaften Europa verlassen, und mit Homeren in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen wird! so auch ein jeder Thor von Einsiedler, der auf einer Säule, wie Simon der Stylite, alt und grau wurde! Alle werden alsdenn im vereinigtem Chore mit unserm lateinischen Perrault anstim-

men können a): Homerum dormitasse aliquoties, apparet. Quod iis in locis inprimis patere existimo, ubi --- suæ ætatis moribus inseruit nondum politis satis, & cum simplicitate rusticum aliquid & asperum habentibus. Und was würde aus Homer, wenn er sich nach jedem Kunstrichter hätte richten wollen?

Nein! mein Homer soll sich nicht nach meinem Zeitalter gerichtet haben, die Sitten des seinigen mögen so weit abgehen, als sie wollen. Ich bin zu bescheiden, ihn summam vim & mensuram ingenii humani zu nennen b): denn wer bin ich, daß ich die gesammten Kräfte der Natur wägen, und das Maaß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer, und so hoch kann der menschliche Geist reichen! So sehr ich ihn, als die edle Erstgeburt der schönen dichterischen Natur in Griechenland,

a) Epist. Homer. p. 24.

b) p. 19. Ich weis diesen Ausdruck, als gewöhnliche lateinische Phrasis; allein ich mag keine Phrasis, die es ursprünglich nicht war, die keine Wahrheit hinter sich hat.

liebe; so gern ich ihn, als den Vater aller griechischen Dichter, verehre: so blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maaß des menschlichen Geistes, zu betrachten: so blöde, es abwägen zu wollen, wie auch nur die dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpfet. So lange mir Apollo nicht den Wunsch erfüllet, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose meines Geistes durchwandeln und durchleben zu können: so lange ich nicht mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, wesentlich, und durch eine Umwandlung meiner selbst geworden bin, um Moses und Hiob, und Ossian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere ich vor dem Urtheile: „Homer ist die höchste Maße gesammelter Kräfte des poetischen Geistes, das höchste Maaß der dichterischen Natur.“ Und ist schon bey Einer einzigen Seite der Natur, und des menschlichen Geistes, als dichterisches Genie ist, ist da dies Urtheil schon so schwer: wie kann ich den Umfang gesammter Geisteskräfte, das Maaß der ganzen Menschennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bey Bildung eines Alcibiades und Perikles, und

Demosthenes, als Geschöpfe ihrer Zeit, betrachtet, sich nicht mehr erschöpft, als bey Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Baco, ein Newton,

— — das Ziel erschaffner Geister,

dieser bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gekostet, als Homer in der seinigen? Ein solcher Lobspruch geht ins Ungeheure; und wenn Homer summa vis, & quasi mensura ingenii humani ist, so wird der, so ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein völliger Uebermensch! hervorragend über die Schranken des menschlichen Geistes. Da trete ich zurück, um den kritischen Gott anzubeten.

Ich betrachte Homer blos, als den glücklichsten poetischen Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen wollten, gleichkommen konnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie suche ich nicht außer seiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete. Je mehr ich dieses kennen lerne, desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn, „als einen Dichter aller Zeiten und Völker," nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ichs gelernt, wie weit wir in

einem Zeitraume zweyer Jahrtausende von der poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unsrer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche, wenn ich den rousseauschen Ausdruck wagen darf, unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopee, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge seyn, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen: wie gelehrt ein Ohr, ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören: und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können. Am sichersten, mein Urtheil über ihn sey nicht voreilend, damit ich ihm das nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend seiner Zeit war.

Nun mag Hr. Kl. die unten gesetzte a)

a) p. 24. &c.

Einleitung zu seinem homerischen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derselben am unrechten Orte; den andern Theil sehr zweifelhaft. Am unrechten Orte steht die Betrachtung a), daß Homer ein Mensch sey, Fehler habe, daß die Fehler der größesten Genies, eines Homer und Shakespear, ihrer Größe nichts benehmen, u. s. w. Für unsern Zweck wäre die Betrachtung gewesen: ob Homers Fehler, (als griechischer Dichter seiner Zeit, und nicht als Mensch betrachtet,) von uns, und zu allererst von uns eingesehen, und diktatorisch beurtheilt werden können? Und so zweifelhaft dies: so ungewiß wird mir das Folgende b): „daß Homer sein Gedicht mit nicht leichten Flecken besudelt, weil er sich entweder nach den Sitten seiner Zeit gerichtet, (das mußte er thun, und wenn ers thut, ists kein Fehler,) oder weil es schwer fällt, zurück zu halten, was dem Leser Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler seiner Beurtheilungskraft; kurz also, daß er sich zu dem herab läßt, wovon ich, Chr. Ad. Kl. achte, es schicke sich für die Würde, und den Ernst des epischen Gedichts ganz und gar nicht."

a) p. 21—23. b) p. 24. 25.

Die erste Ursache ist unpassend: die zweyte sehr unwahrscheinlich: die dritte zweifelhaft: und die Folge selbst, wie ich zu beweisen hoffe, falsch.

Unpassend die erste Ursache: „daß Homer mit nicht leichten Flecken sein Gedicht besudelt, weil er sich den Sitten seiner Zeit bequemt.“ Homer mußte sich ihnen, und der Zeit seiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehenten, oder dem kritischen Jahrhunderte, das Hr. Kl. in Deutschland schaffen will. Es ist keine Sünde, zu behaupten, daß Homer an dies, und an die seligen Mohren in Afrika mit seinen Göttern, und mit seinem Unanständigen gar nicht gedacht habe.

Höchst unwahrscheinlich die zweyte Ursache: „Homer habe sich zu dem herab gelassen, wovon ich halte, daß es sich für die Würde, und den Ernst des epischen Gedichts ganz und gar nicht schicke, weil es schwer wird, das zurück zu halten, wovon wir glauben, daß es dem Leser Lachen erwecken werde.“ Denn wenn Hr. Kl. das Zeitalter Homers, nnd seiner Helden kennet, wird er hoffentlich zugeben, daß demselben nichts fremder sey, als eine Sucht des Lächerlichen. Die Verfasser

gewisser Bibliotheken mögen mit dem Marktausrufe vortreten:

Iocos ridiculos vendo: agite licitemini!

der epische Dichter Homer weiß von solchen lächerlichen Grazien nichts. Das Zeitalter, das er besingt, war „die Zeit der Heldengröße, eines hohen Ernstes nach griechischer Natur:“ und die Zeit, in der er lebte und sang, „der Anfang des bürgerlichen Jahrhunderts,“ und also eines gesitteten Ernstes in edler Einfalt. So wie in der ersten der Held, der Tapfre, der größeste Mann war; so in der zweyten der Weise und Gute — in beyden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu gedenken; sonst wäre statt homerischer Epopeen nichts, als crebillonsche Romane, oder komische Epopeen, die Erstgeburt der griechischen Muse geworden. Bey Homer also, wenn er keinen Margites, sondern eine Helden-Iliade schreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen so sicher, als ichs bey den schönen und artigen Schriftstellern unsrer Tage wohl nicht bin: und das vermöge des homerischen Zeitalters.

Drittens endlich, dünkt mich die Ursache des beschwerlich Lächerlichen in Ho-

mer eben so ungewiß, daß er aus einem Fehltritte seiner Beurtheilungskraft so unzeitig lächerlich, so lachsüchtig geworden: denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andre Fehltritte für wahrscheinlicher halten, als — doch warum so viel wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Ursachen? Hr. Kl. komme nach vier und zwanzig Seiten einmal zum Beweise.

2.

„Meine Meinung ist a), daß Homer manchmal an einem sehr ungeschickten Orte den Leser zum Lachen bringen wollen, und damit seinem göttlichen Gedichte nicht leichte Flecken angesprützt, die demselben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem Leser Verdruß erwecken. Hieher kann man in der Odyssee den Streit der Iris mit Ulysses, und im ersten Buche der Iliade den Ort rechnen, wo er den Gott Vulkan einen Gaukler (histrionem) spielen läßt — denn was spielt er anders, als einen Gaukler, da er den Göttern Wein einschenket, und diese den hinkenden Mundschenken mit großem Gelächter begleiten.“ Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweyten

a) p. 24. 25. &c.

Buche erhellen — und nun kommt weit und breit die Geschichte von Thersites, die Hr. Kl. mal über mal für unanständig, unschicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem recht thersitischen Geräusche völlig aus Homer verwirft.

Nun wundre ich mich zuerst über die Verwunderung, „daß unter allen Feinden Homers noch niemand auf diese Geschichte gefallen, daß, so sehr man alles zu seinem Tadel gesammlet, man nicht diesen Ort angeklaget. Ich wundre mich, daß sich Hr. Kl. so viel Mühe giebt, es zu untersuchen, woher sich alle hätten betrügen lassen, diese Stelle nicht zu tadeln; daß er selbst eine Gedankencitation von Vida anführet, wo dieser wohl Thersites könne im Sinne gehabt haben, und — bey allem nicht den Franzosen, dem er, Hr. Kl. so manches Maleranekdotchen, und zehen gegen Eins, auch diesen ganzen Tadel schuldig ist, den er so unerhört, so weitläuftig, so wichtig vorzeiget. Hr. Kl. wird doch seinen Leibautor, wenn es auf Malergeschichtchen ankommt, den berühmten d'A r g e n s o n a), nicht verkennen?

a) Leben der Mahler Th. I. p. 81. Eben der Tadel, nur verändert, ist Voltären und andern Franzosen eigen, und Hr.

Der Franzose sagt bey Gelegenheit seines Julius Romanus, und des lächerlichen Zwerges im Gemälde Konstantins: „es ist wahr, daß sich eine solche lächerliche Figur zu einem so ernsthaften Gegenstande gar nicht schicket; man müßte denn diesen Maler mit dem Homer entschuldigen wollen, der in der Iliade einen Vulkan, worüber die Götter spotten, und einen von aller Welt verachteten Thersites anbringt, um den Helden seines Gedichts einen Contrast zu geben." Der Deutsche, oder vielmehr der Deutschlateiner, braucht diese Worte eben in der nämlichen Absicht, in demselben Zusammenhange, wie der Franzose, schmückt sie mit eben demselben Beyspiele von Julius Romanus und andern bekannten Malern aus, die meistens d'Argenson selbst an ihrem Orte anführt, — und doch wird unter seinen Händen alles Neu und Unerhört. Ja endlich trübet er so gar d'Argensons bessere Anführung Homers. Dieser giebt dem Thersites einen „von aller Welt verachteten Charakter," den ihm auch Homer

Lessing hat zu verschiednen malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; s. Dramaturg. 1. und 2. Band hin und wieder.

giebt; Hr. Kl. macht ihn zum Possenreißer, was ein d'Argenson sich nicht einmal zu behaupten getrauete, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzose läßt ihn und Vulkan vom Homer charakterisiren, um den Helden seines Gedichts einen Contrast zu geben; der Deutsche fährt über Homer her, daß er aus Ungeschliffenheit seines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leser ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte so häßliche Flecken einbrenne, dem Leser zur Last wäre, ihm an unrechtem Orte ein unanständiges Lachen abzwinge, die Würde seines Epos aufopfere — Mit wem von beyden ließe sich also vernünftiger Homer untersuchen, mit dem vernünftig tadelnden Franzosen, oder mit dem sich brüstenden Deutschen? Leider muß ich mit dem letzten!

Was also Vulkan betrifft: wird jeder Kenner Homers wissen, daß das Ideal seiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchstvollkommener, geistiger, allerhöchster Wesen sey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Ansehen und Verrichtungen so bestimmt ist, als die Namen,

die sie führen, oder die Partey, die sie im homerischen Gedichte nehmen. Wie also bey den alten Künstlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Gestalt bis auf Bart und Häupthaar hatte: so sind auch in Homer ihre Charaktere gleichsam eine Reihe von eigenthümlichen Brustbildern, von Wesen, wo jedes aus sich, wo keins, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menschen gerechnet haben freylich alle homerischen Götter ihr eigenes Anständige; aber unter sich selbst ist wider ihre Würde, ihr Anstand, ihre Art zu handeln so eigen bestimmt, so sonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man streiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttinnen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen: und es kann aus Homer eine solche Gallerie von dichterischen Idealen seiner Götter erbauet werden, als Winkelmann seine Ideale derselben aus der Kunst aufstellet a).

Hier also an unserm so unanständig lächerlichen Orte b) — was war geschehen? Ju-

a) Geschicht. der Kunst und Anmerk. dazu, p. 42. etc.

b) Iliad. ά v. 595.

piter erscheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp, und die gebieterische Juno fängt über seine geheimen Rathschläge zu zanken an. Der oberste der Götter antwortet zuerst groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und seine Rathschläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verstummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen sitzt die hohe Juno da, und alle Himmlischen im Hause des Gottes versammlet, erseufzen. Eine schauderhafte Stille, eine unruhige stumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrscht im Olymp!

Wer soll sie brechen? Soll Homer seinen Gesang schließen, und den Leser in einer bangen Besorgniß lassen, ob nicht auf dies Schaudervolle Verstummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuret, und also der mächtige Zevs seine Drohungen erfüllet? Unwürdige Besorgniß! der Hoheit des epischen Gedichts, und dem Zwecke der homerischen Handlung entgegen! Homer, der nirgend seine Handlung abbricht, sie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in seinem ersten Gesange, bey der ersten Versammlung der Alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wissen zu lassen, und noch ärger

uns auf sein ganzes Gedicht hin eine Idee von seinen seligen Göttern beyzubringen, die uns wohl nicht den Zustand derselben sehr beneidenswerth vorstellte. —

Vollendet muß also der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zweck erneuren, und vor unsern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll sie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, dazu ganz unjunonisch! Eher ließe sie sich auf die gedrohete Art strafen, lieber wollte sie einer höhern Tyrannei unterliegen, als so ihre weibliche Hoheit verläugnen. Auf solche Bedingungen wird also kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensstifter auf zwischen beyden! Doch wer? Einer, der durch sein Ansehen rechte, und durch die Würde seiner Person, als ein himmlischer Nestor, Jupiter und Juno zum Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern: er betrifft die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht: seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu widersprechen, ihn

ein beßres belehren zu wollen? Alle Anwesende sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttinn der Rathschläge, Minerve, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich widersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bey Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Parthey des Streites, besänftige. — Wer soll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beyden angehe, nicht zu erhaben sey, um beyden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabey in Gefahr zu setzen — Ein solcher seys, und hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt Etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige, Ihm also auch Recht gebe, ihn damit auch besänftige — ist ein solcher da, so trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und siehe da! ein Gott von minderm Ansehen, ein himmlischer Handwer-

ker; ein Gott, der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beyder; der in seiner Geschichte Beyspiel gnug von der Macht Jupiters seyn kann: Zevs hat ihn vom Himmel geworfen; der in seiner Gestalt Warnendes gnug für Juno habe: sein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da ist der ehrliche Vulkan. Vulkan also fängt an im Namen aller himmlischen Untermächte zu reden, daß ein solcher Krieg die Ruhe der seligen Götter störe, daß die Sache der Menschen die besten Gastmale der himmlischen verderbe. Vulkan spricht als ein ehrlicher Handwerker, der seine Gründe nicht weit herholet; aber seine Vorstellungen sind bündig, der Zeit und dem Orte angemessen, und so stark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter sind ja zum Schmause erschienen!

Er wendet sich gegen die Mutter, ob er gleich wüßte, daß auch sie verständig wäre — der Ehrliche, in dessen Munde diese Worte so glaubwürdig werden, als sie es seyn sollen: in dessen Munde also auch die kindliche Anmahnung kein sich brüstender überhobner Rath seyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zevs abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wieder zu geben? Und Juno selbst soll leiden, soll Unrecht behalten? — O daß sie nur nicht am Dornstrauche des letzten Worts hangen bleibe, und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmlischer Freude, die Schaale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß sie diesen letzten Zug nicht fühle: tröste sie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrückung: führe deine eigne unglückliche Geschichte an! — Vulkan thuts, und siehe! da lächelt die Königinn der Götter: lächelnd nimmt sie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken sind vorüber. Die Ruhe, die himmlische Freude besucht die Wohnung der seligen Götter wieder: der süße Nektar fließt für alle: bey allen findet sich das unzerstörbare Vergnügen, die unauslöschlich ewige

Seligkeit wieder ein, und fängt an, da sie Vulkan so geschäftig zu ihrem Vergnügen sehen:

Ἄσβεστος δ᾽ ἄρ᾽ ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσιν
Ὡς ἴδον Ἥφαιστον διὰ δώματα ποιπνύοντα.

So schmausen sie den ganzen Tag hinab bis zur untergehenden Sonne: ihr Herz begehrt nichts: sie speisen Ambrosia des Himmels, sie hören die Zitter des Apollo, und den Wechselgesang der Musen: sie gehen endlich vergnügt jeder in das himmlische Gemach, das ihm der künstliche arbeitsame Vulkan erbauet: Jupiter selbst besteigt sein hohes königliches Bette, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! selige Wohnungen des Olympus!

Wie hat nun Vulkan seine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorstellung, Homer erweckte ihn, um die Götter aus einander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er diesen Zweck durch Possen, durch Gaukeleyen? Noch unwürdigere Vorstellung: er spricht so anständig, so charakteristisch, als ein Vulkan nur sprechen kann, und hier nur sprechen sollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein pöbelhaftes Gelächter hinaus, das

sich Bauch und Seiten stemmet, und so fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth, die seligen Freuden des Olymps auch nur von fern zu sehen. Und endlich: war gar dies Pöbelgelächter Homers Endzweck? —— Ich werde unwillig: wer die ganze Episode durch an nichts als an Vulkans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimaßen des Mundschenken seine Augen weidet, wer nichts bey Homer als dies sieht, wer alle Götter hierinn nach sich beurtheilt, dem könnte es in diesem Himmel, wie vormals dem Vulkan selbst, gehen: der lache lieber in den Busen!

Homerus loco admodum inepto, dum risum lectorum captare voluit, non levibus carmen divinum maculis adspersit, quae illi non exiguam deformitatem, lectorique molestiam concilient. Huc referre potes locum, *vbi deum Vulcanum histrionem agere jubet. Quid enim aliud agit, quando diis vinum infundit*, qui *claudum hunc pincernam magno risu prosequuntur*? etc. Hr. Kl. gestehe bey dieser Stelle a), entweder, daß er d'Argenson, oder der lateinischen Uebersetzung Homers ge-

a) p. 25.

folget, oder wenigstens Homer nicht in seinem ganzen Sinne nehme. Die gemeine lateinische Uebersetzung freylich, die weiß von einem immenso risu excitato, und einem Bitaube' ists auch zu vergeben, wenn er den ganzen Himmelssaal von Gelächter der Götter über das Laufen und Rennen Vulkans erschallen läßt: (tous les Dieux, qui le voyant s'agiter et courir de tous côtés, font retentir d'un rire éclatant la voûte céleste). In der Sprache Homers aber, und insonderheit in der einfältigen Sprache seines Zeitalters ist „der ασβεςος γελως, der seligen Götter" kein unwürdiger, unanständiger Ausdruck: er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerstörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das selige Lächeln, das bey dem Anblicke des Nektarschenkenden Gottes auf ihrem Antlitze schwebte. Allerdings zugleich ein kleiner Zug von Lustigkeit über seine Gestalt, und daß er seine Sache so wohl gemacht, mischet sich ein; durchaus aber kein unendliches Pöbelgelächter über einen hinkenden, wackelnden Gaukler; durchaus tritt Vulkan nicht auf, einen solchen Narren vorzustellen, an dem man sich satt lachen solle. Wer ist der Homerist, im Geiste Homers, der ihn und seinen Vulkan,

und seine Götter zu solchem Pöbel erniedrigen kann! a)

Ich wenigstens nicht. Bey mir erreicht das Geschäfte Vulkans, die Juno, und den Jupiter, und den Himmel zu besänftigen, seine Wirkung mit jedem neuen Verse. Mit jedem fühle ich gleichsam einen gelindern Grad von der Bewegung des Sturmes, mit jedem einen neuen sanften Abfall zur Ruhe des Olympus: bis durch alle Stuffen des geminderten Schwunges die selige Freude, das himmlische Lachen der Götter hervorbricht, und nun das frohe Ambrosische Fest anfängt. Vulkan war Friedensstifter, Vulkan der Geber des Festes, und Homer erneuret noch das gute Andenken, das er sich diesen Tag gestiftet, dadurch, daß bey

a) Ich hoffe doch nicht, daß man mir Plato's Urtheil (de Republ. l. 3.) dagegen anführen werde: denn Plato will hier, wie er, oder Sokrates in andern Stellen, keinen Ausleger Homers, sondern den Moralisten, den Staatslehrer seiner Zeit aus Homer machen. Und schlimm gnug, wenn der Pöbel der Griechen diese Stelle so nahm, wenn er die Götter sich hieraus als φιλογέλωτας dachte, und ihnen wenigstens im Gelächter nachstreben wollte!

dem Schlusse desselben jeder der Gäste in das Gemach geht, „das ihnen Vulkan erbauet.—“ Niemand kann sich eine Seele geben, die Er nicht hat: aber mich dünkt, daß von jedem besänftigenden Verse Homers, (nach Lucians Ausdrucke a) bey seinem Ebenbilde der Schönheit,) eine honigsüße Spur in mir zurück bleibe, daß mit jedem Worte sich der Aufruhr der himmlischen Unruhe mehr bändige, und endlich bey dem Ausbruche der seligen unzerstörbaren Freude bleibet ein Echo zurück, das mich die Citter des Apollo und den Gesang der Musen hören läßt, und so schließe ich Homers ersten Gesang.

3.

Und so begleite ich ihn auch bey der Scene Thersites. Wenn Hr. Klotz dieselbe nicht aus der lateinischen Uebersetzung beurtheilte, so würde er kaum das γελοιον b), sondern das αιχρον zu ihrem Hauptcharakter machen: wenn

a) *Τι λεί ψανον ένδιατρίβειν, καὶ περιβομβεῖν τὰ ῶτια καθάπερ ἠχώ τινα παρατείνουσαν την ἀκροασιν, καὶ ἴχνη τῶν λόγων μελιχρὰ ἄττα κ. τ. λ.* *Lucian.* εικον.

b) p. 35.

er sie nicht aus dem Zusammenhange risse, so würde er finden, daß sie nicht blos an ihrem Ort stehe a), sondern auch, welches noch kühner ist, nirgends anders stehen könne: und wenn Hr. Kl. sich auf die Zeiten Achills und Homers erinnerte: so würde er finden b), daß das Colorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Thersites Original Griechisch sey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht anders, und nach dem epischen Zwecke Homers nicht schwärzer, und nicht weißer seyn könne. Hier muß ich also Hr. Klotzen verlassen; denn er redet mir bogenlang von einem Possenreißer, von einem unleidlichen Gaukler, von einem beschwerlichen unanständigen Lachenerwecker vor, den ich nicht kenne.

Beynahe eben so tief ists, wenn er den Zank Ulysses und Irus tadelt c). Was dieses Gezänk in der Odyssee d) ist, das sind die Zänkereyen zwischen Achilles und Agamemnon e) in der Heldeniliade, nur nach Verschiedenheit des Stoffes und der Menschengattung: Zank bleibt an sich Zank. Und was dieser Hader unter Menschen, ist der Zank unter den Göttern, der sich noch mehr und öfter

a) p. 31. b) p. 32. c) p. 25.
d) Odyss. L. 18. e) Iliad. α.

auszeichnet. — Und was dieser; das sind hundert Scenen, die alsdenn aus Homer wegmüssen, wenn eine solche ehrbar feine Critik unsres Zeitgenossen gelten sollte, kein Held der Iliade, die wenigsten Auftritte der Odyssee sind alsdann für unsern Zoilus: denn heißt es aufs neue:

— ibis, Homere, foras.

Wenn es darauf ankäme, könnte ich Hr. Kl selbst noch eine Reihe unwürdiger, unanständiger, unartiger Züge in Homer anführen, „wo Homer geschlummert, als welches, ich „glaube, aus den Oertern erhellet, wo er „sich den Sitten seiner Zeit bequemet, die „noch nicht gnug gefeilt, bei ihrer Einfalt et„was Bäurisches und Rauhes haben, wo „er sich zu dem herabläßt, was der Würde „und Erhabenheit des epischen Gedichts, wie „ich achte, gar nicht geziemet: wo er dem„selben nicht leichte Flecken angespritzt, wo „er es nicht auf eine geringe Art verunstaltet, „wo er dem Leser einen nicht kleinen Verdruß „erwecket.„ Ueber alles könnte ich mit vielen Beispielen aufwarten, und alsdenn im würdigen Ton auf Homer schmähen; ob aber daraus homerische Briefe, oder eine Satyre würde: mag der Kenner Homers

urtheilen, und Gott Lob! daß Deutschland wahre Kenner Homers besitzet!

Jetzt muß ich Homer verlassen, denn ich sehe, daß Hr. Klotz, zornig, wie die Göttin Ate bei Homer, auf den Köpfen der größesten Genies aller Zeiten und Völker wandelt. a) „Lächerliches mit dem Ernsthaften, „mit dem Nachdrucke Scherz, und das Große „mit dem Niedrigen vermischen, hat zu aller „Zeit für unanständig angesehen werden sol„len, muß von jedem getadelt werden, es „sei denn, wer mit Lopez di Vega glaubt „es stehe ihm frei, mit Vernachläßigung „aller Regeln, was und wie ers wolle vor„zubringen, und das Wahre mit der Fabel, „die Komödie mit dem Trauerspiele, das Lä„cherliche mit dem Ernsthaften so zu vermi„schen, daß aller Unterschied zwi„schen dem Soccus und Kothurn „aufhöre.„ Und das sollte Lopez di Vega geglaubt haben? Das kann Hr. Klotz von einem Manne schreiben, dessen Namen ihm Ehrfurcht erwecken sollte? Der spanische Dichter mag selbst reden b), er wird doch besser

a) p. 32. 33.

b) Neue Bibl. d. sch. W. 1 B. 2. St. p. 213.

wissen, was er glaube, oder nicht glaube, als Hr. Kl. „Dem Himmel sei gedankt, noch ehe ich völlig zehn Jah„re gewesen bin, habe ich die Bü„cher durchgelesen, die von den „Regeln der Dramatischen Dicht„kunst handeln. Als ich aber zu schreiben „anfieng, fand ich die Komödie bei uns be„schaffen, nicht wie die Alten gedacht haben, „daß man sie nach ihnen einrichten würde; „sondern wie sie viele Unwissende veranstal„tet, die dem Volke diesen groben Ge„schmack beigebracht haben. Dieser „schlechte Geschmack ist so sehr eingerissen, „daß derjenige, der es wagt, nach „den Regeln zu arbeiten, in Gefahr „steht, ohne Ruhm und Belohnung zu ster„ben; denn unter Leuten, die sich der Ver„nunft nicht bedienen wollen, ver„mag die Gewohnheit mehr, als alle Vor„stellungen. Es ist wahr, daß ich zu„weilen den Regeln der Kunst, die so „wenige kennen, gefolgt bin; so bald „ich aber, auf der andern Seite, jene blen„denden Ungeheuer, wozu das Volk schaa„renweise läuft, und welche das Frauenzim„mer vergöttert; so bald ich diese auftreten „sehe, so kehre ich sogleich zu meiner bar-

„barischen Gewohnheit zurück, und wenn „ich eine Komödie schreiben soll, verschlie„ße ich geschwinde den Aristoteles „und Horaz unter 5 Schlössern, „und lege den Terenz und Plautus „aus meiner Studierstube weg, „damit sie nicht zu klagen anfan„gen: denn die Wahrheit schreit „aus vielen Büchern laut hervor, „u. s. w. „ Nur ein Hr. Kloß kann also schreiben a): Lupum Felicem de Vega Carpionem *persuasum habuisse*, *licere sibi*, *omnibus praeceptis neglectis*, *quascunque res*, *quocunque* modo in scenam producere etc. vt omne socci et cothurni discrimen tollatur.

Von einem Herkules gehts zum andern, vom spanischen Homer zum brittischen: vom Lopez zum Milton b). „So wie in großen Vorzügen, so ist auch hierin Milton dem „Homer gleich: ich sehe ihn scherzen und „spotten, wo er ernsthaft und nachdrücklich seyn sollte.„ Nun werden Stellen angeführt, die längst in England selbst bessere Tadler und zugleich ihre Vertheidiger gefunden, der Streit

a) Epist. Hom. p. 33. b) p. 34. 35.

Gabriels mit dem Satan, der bittre Spott im Munde Satans, der Limbus der Eitelkeit u. s. w. Hr. Kl. schlage Addison, oder die erste beste englische Ausgabe Miltons mit Anmerkungen, oder auch nur unsere ältere gute Schweizerübersetzung auf: — er wird finden, daß seine Vorwürfe wiederholt, mit Gründen vorgetragen, und mit Gründen widerlegt — veraltet sind.

Mit Gründen veraltet: und er hat geglaubt, Gründe nicht anführen zu dürfen. Der Satz selbst: in einem epischen Gedichte will „man ernsthaft seyn, folglich soll man nicht „lachen, folglich soll sich auch keine Spur des Lächerlichen einstehlen, „ dünkte ihm Grund gnug: er wiederholt ihn also als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgesetz der Epopee werden könnte. Ein solches furchtbares Hauptgesetz über die höchste Dichtungsart des menschlichen Geistes verdient doch, ehe es so unbestimmt eingeführt würde, eine Berathschlagung.

Deutlich unterschieden hat das Problem verschiedne Seiten. Fodert es die Proprietät des epischen Gedichts, und die Congruenz aller Theile desselben, daß kein Zug des Lächerlichen erscheine? Oder fodert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die

sich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die epische Wirkung in mir zu schwächen? Fodert es die Würde epischer Personen, daß sie nicht lachen, oder daß ich nicht über sie lache? — Mir scheint die letzte Frage die faßlichste: Lasset uns also die Sache am leichtesten Ende angreifen.

Fodert es die Würde epischer Personen, daß ich nicht über sie lache? durchweg lache, so lache, daß dies der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopee wird alsdenn eine Burleske, ein komisches Gedicht: oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, Lachen zu erregen, und erregt es doch: so schafft er Ekel, Verachtung, Misvergnügen. Würdig sey der epische Held; nicht aber seinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon also war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöße verrathen, die lächerlich sey? Ich bitte hier den Unterschied zwischen lächerlich und belachenswerth zu beobachten. So bald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite giebt, die nichts anders, als belachenswerth, seyn kann; aber belachenswerth nach Grundsätzen, und mit Rechte: freilich so hat

sich der Dichter mit diesem Zuge selbst geschadet; denn nichts hebt die Würde seiner Personen so sehr auf, als dieser Anstrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich: er dünkt uns niedrig: und wie viel verliert ein episches Subject, eine epische Handlung, die dies wäre?

Hieher der Vorfall Ulysses mit Irus a) wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulysses, verminderte er die Hochachtung, die Wir für den alten, weit gereiseten, abgehärteten Mann haben, müßten wir in der Folge verwünschen, ihn in dieser Situation gekannt zu haben; allerdings unterschreibe ich alsdenn: Iri cum Ulysse concertatio epici carminis gravitatem minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Uebersetzung kennet, wird dies finden? Der arme Ulysses, so weit herunter gekommen, daß er vor seiner eignen Thüre in Ithaka endlich, als ein elender zerlumpter Bettler, anlangte: und, siehe da! stößt ihm ein andrer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der fräßige, nichtswürdige Irus. Dieser Lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegstoßen, wegschrecken;

a) Odyss. σ' v. 1 — 106.

und Ulysses, jetzt nichts, als ein Bettler antwortete ihm so ruhig, so unneidisch, aber auch mit solcher gesetzten Fassung, daß der andre, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich ist, nur zu Schimpf= und Scheltworten seine Zuflucht nimmt. Der anwesende Antinous hört den Bettlergoliath, freut sich nach seinem Charakter darüber, erzählts den Freiern der Pelenope, und hat den lustigen Einfall: der Junge und Alte sollten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist: so fasset er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Elenden: ein Backenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines

unwürdigen Feindes gnug: da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges, Unanständiges für den Ulysses? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyssee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muse Homers gar nicht den besingen, den sie besingen wollte:

ανδρα πολυτροπον — — — ος μαλα πολλα
πλαγχθη — — —
Πολλων δ' ανθρωπων ιδεν αςεα, και νοον εγνω.
Πολλα δ' ογ εν ποντω παθεν αλγεα ον κατα
θυμον
Αρνυμενος ην τε ψυχην — — —

So schreibe man eine bessere, anständigere, artigere Odyssee, die ihren Helden im Wohlstande lasse, ihn in dem Arme einer Göttinn nach Ithaka trage, auf ein weiches Polster setze, und was man mehr für Decenz hinein zu bringen wisse. Ich mag sie nicht lesen, kein Grieche wird sie lesen wollen.

Oder ists unanständig, daß Ulysses sich dem unverschämten Bettler nicht gleich, als Herr des Hauses, als Ulysses, als König entdecket — wahrlich! eine würdige, sehr gelegene, sehr glaubwürdige, sehr epische Entdeckung!

Oder, daß Ulysses den Freiern bei seiner Penelope sich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Wieder ein würdiger Verrath, der nichts mehr, als den ganzen Lauf der Odyssee, stört.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der sich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verschwindet, daß der ανηρ πολυτροπος sich auch in dieser tiefsten Situation, als ein Ulysses πολυτροπος zeigen sollte.

In dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Ich will gerne den Ulysses, als einen Bettler, sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Achtung, als Ulysses, sich zu erwerben weiß; und wie sehr weiß er dieses? So, wie bei seiner Gürtung und Entblößung, seine Heldenhüfte, seine erhabne Brust, seine starken Arme, sein fester Rücken den Helden auch im Bettlersrocke verrathen a):

a) Odyss. σ' v. 65. &c.

so soll dieser Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen seiner schwelgerischen Feinde das Vorzeichen seyn von größern Thaten im Hause, von unerwarteten Entwickelungen. Nichts ist, was den großmüthigen und tapfern Ulysses auch hier erniedrigt; vielmehr würde mit Auslassung dieses Auftrittes, die Steigerung seiner Enthüllung, und der sanfte allmähliche Fortfluß der ganzen Odyssee gehemmet.

Wo ist nun das Belachenswerthe, das Unanständige? wo ists insonderheit, nach den Sitten Ulysses, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers? Ich wollte, daß es Hr. Kl. zeige.

Eben so wenig finde ich die Reden in dem Munde Gabriels, auch nur einem Zuge nach, belachenswerth und unwürdig seiner Größe: denn eben die verächtliche Bewegung gegen den dumm spottenden Satan ist die Mine seiner Hoheit —

— the warlike Angel mov'd,
Disdainfully half ſmiling thus re-
plyd' &c.

Ich fühle in seinem Betragen so wenig Hervorspringendes, und so viel charakteristischen Gegensatz zwischen ihm, und seinem Gegenparte, daß ich mit Addison gern diesen

Wortwechsel für einen der charakteristischten im ganzen Milton halte.

Der Charakter Achilles sey so groß in seinen Fehlern, als in seinen Tugenden; diese Fehler gehören zu einer griechischen Heldenseele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, unwürdig, unanständig sey er nicht, und wo ist ers? Nur nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopee nach den Begriffen seines Landes, und seiner Zeit; sonst kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernsthafter Kunstrichter einen höhern Aether zum Athemholen nöthig haben, um einen Ulysses, wie einen aus der Canaille in Bettlerskleidern, und nicht in einem ansehnlichen Carosse etwa, oder mit prächtiger Equipage, zu sehen — —

Doch ich kehre um: wenn eine würdige epische Person nicht belachenswerth seyn muß, darf sie auch selbst nicht lachen? Welche Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde seines epischen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuser, nur sein memento mori! ernsthaft und sauertöpfisch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmlischen Hoheit, daß sie lachen? Stört Homer damit die feyerliche Har-

monie seines Gedichts, daß seine Griechen über den häßlichen Thersites nach seiner Züchtigung lachen? O die abentheuerliche Mönchsfeyerlichkeit! So wollen wir das Wort γελαειν, mit allen seinen Abkömmlingen, aus Homer ausstreichen: so wollen wir die Mine des Disdainfully half-smiling von dem Antlitz des herrlichen miltonischen Engels wegwischen, und in tiefe kritische Runzeln verwandeln: so soll aus der ganzen Iliade ein gothisches Kloster, und aus seinen Helden eine Reihe feyerlicher Prälaten werden, denen der Ernst häßliche Falten in die Stirne gekniffen, und die, wie der vortreffliche Hudibras —

a Knight he was, whose very Sight
wou'd
Entitle him Mirrour of Knighthood
That never bow'd his stubborn Knee
To any Thing but Chivalry
His tawny Beard was th' equal Grace
Both of his Wisdom and his Face — —

Alsdenn, alsdenn wollen wir diese hochansehnlichen Personen, die Geschöpfe unserer Ehrbarkeit, mit dem zufriednen Blicke ansehen, als unser Homerist, da er den Thersites aus Homer, in einer glücklichen Stunde sei-

nes Kopfs, auswerfen wollte, und zu sich selbst sprach a): „wie aber, wenn wir diesen Menschen hinaus würfen, und alle Verse weggschnitten, die von ihm handeln; laß sehen, ob wir nicht ernsthaft bleiben werden? nonne retinebimus animi gravitatem? —“ Herrlicher Einfall! „wer lachen will, soll in einer Satyre und Komödie auftreten, nicht in einer Epopee — in gravi ridere, quis decere existimat?“

Ich thue es ungern, daß ich Hrn. Kl. epischen Verboten so etwas Schuld geben muß; aber wie kann ich anders? Er führt ja Beispiele, wo kaum das Wort Lachen im Texte Homers steht, ohne zu untersuchen, ob wir, ob der Leser lache? ob eine Person sey, mit der wir Theilnehmend lachen? ob wir uns nicht vielmehr über das Lachen desselben ärgern? ob dieser Unwille nicht eben die Absicht des Dichters gewesen? Nichts von allem! Die Schwelger bei der Penelope lachen; Ulysses und Irus geben dazu Anlaß — in der Epopee soll keiner lachen: — Ulysses und Irus aus der Odyssee hinweg! Die Teufel in Milton spotten und lachen: sie beweisen zwar dadurch nichts anders, als daß sie Teufel, dum-

a) Pag. 31.

me Bösewichter sind, und lachen so charakteristisch, als sie nicht reden könnten — aber doch lachen sie, und in der Epopee soll keiner lachen — weg damit!

Ehe nun ein so feyerliches Gebot gegeben wird, soll voraus ausgemacht werden: ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menschen - eines Helden - eines Götterantlitzes sey? Ob es nicht Fälle geben könne, da das Hohnlächeln sowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude sowohl, als das Freudengelächter, den epischen Zweck mit befördern muß? Da nicht ein hohnlachender Satan, und ein erhaben lächelnder Engel, selig lächelnde Götter, und närrisch lachende Wollüstlinge, und schadenfroh lachende Griechen zum ganzen epischen Gemälde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopee gleich hoch gestimmet sey, und auch die Concente des Ernsts in gleichem Maaße haben müssen? Ob alle Personen, die im Epos erscheinen, wie in der Iliade, bis auf einen Thersites; wie im Paradiese Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odyssee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Lichtputzer, gleich ernsthaft, groß, heldenmäßig, wunderwürdig

seyn sollen? Sind diese Fragen ausgemacht, so kann das obige Gebot gegeben werden: so lange will ich mich indessen mit Tristram Shandy erholen, und fest versichert seyn, „daß dies kurze Leben nur dadurch etwas verlängert wird, wenn man beständig aufgeräumt ist; und noch mehr, wenn man lachet." Wenigstens lache ich so lange für mich, und für keine epische Person im Heiden- Christen- und Judenthume.

4.

Doch ich sollte ernsthaft reden: wohlan also! wir wollen ernsthaftern Ueberschlag machen.

Kann die epische Würde mit einem belachenswerthen Charakter bestehen, wenn dieser Hauptcharakter der Epopee seyn soll? Nein, und wenn er auch nur einige Unwürde in einzelnen Fällen hätte, noch nein! Aber kann ein würdiger epischer Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maaße, wenn zu Erreichung des epischen Zwecks — warum nicht? Der erste Unterschied, den Hr. Kl. nicht beobachtet: Lachen und Lächerlich seyn, d. i. zum Lachen da stehen — welch ein Unterschied!

Zweitens: die Würde der epischen Hauptperson, gebührt die auch jeder Figur, die

in der Epopee auftritt? Unmöglich! und eben bei keinen zwoen Personen muß diese Würde ganz gleich seyn. Einige müssen, eben um die Würde epischer Helden ins Licht zu setzen, mit ihnen kontrastiren, und Unhelden seyn: Unkraut unter dem Weizen, und Satane um der Engel willen. Wenn es also Einen Achilles geben kann, den Tapfersten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tausend Helden, die stuffenweise an Tapferkeit herunter steigen; warum nicht auch einen feigen Thersites. Wenn so viel edle, schöne, würdige Seelen; warum nicht auch eine, die häßlichste unter allen, die vor Troja gekommen waren? Diese, das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen epischen Erhöhung so gut und zweckmäßig im Gedichte erscheinen, als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerspiele schon nicht lauter Helden seyn müssen; so konnte in der weit größern Welt von Menschen, die Homer in der Iliade schuf, auch ein Thersites seyn müssen. Wird seine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zusammen gewogen: erscheint er an Orte und Stelle: nicht ohne Nutzen, mit Zwecke: — vortrefflich! — Dies ist der zweite versäumte Unterschied. Die Würde der

Epopee fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, insonderheit jede Nebenperson nur in dem Maaße, in welchem sie zum Ganzen beiträgt: so muß gravitas epici carminis berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des epischen Werks im Ganzen nichts weniger, als das Lächerliche, zum Hauptstone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Congruenz des Ganzen gehören, und ein Thersites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einstimmen? Nichts ist hier so sonderbar, als eine Scene heraus zu heben; ohne zu betrachten, wie sie mitten im Verfolge sich ausnimmt, oder besser zu sagen, sich fortdränget, sich aus andern entwickelt, und andere vorbringet, so, daß sie nichts, als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibet. Ein Thersites an sich sey, was er wolle, was ist er zum Ganzen der Iliade? Was ist er in seinem Verfolge? Mischen sich in ihm Homers Successionen der Auftritte, daß ihre Farben schneidend werden, daß der poetische Maler sie nicht verschmolzen, daß sie in ihrer Succession nicht Ton halten, daß das Auge des Lesers keine Ru=

hestatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das sagen?

Drittens endlich: die sicherste Kritik eines Gedichtes ist die Reihe meiner Empfindungen; und in Absicht auf diese ist das Lächerliche sehr verschieden. Entweder so, daß ich lache, und es der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernsthaft, oder scherzhaft; oder daß ich etwas Belachenswerthes erblicke, und verächtlich lache, mich ärgere. So sind mir die üppig lächelnden Zuschauer bei dem vorgedachten Auftritte zwischen Ulysses und Irus zuwider: sie lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Thersites den Griechen belachenswerth; darum aber ist er nicht, um ihnen lächerlich zu seyn. So freuen sich die Götter im Olymp, und der sympathetische Leser soll sich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechseln die Empfindungen unsrer Seele die Länge eines Gedichts herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieser Successionen sich auf einmal anschauend machen könnte. Da dies aber unmöglich ist: so schwimme ich sanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der Ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, Jedes mit dem andern

verschmelzet, und die Misklänge in einander auflösset: so wird der harmonische Einklang des Ganzen.

Ist diese Harmonie bei einer Epopee aber nicht Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß diese Hauptempfindung die Einzige, eine ganze Epopee hin, seyn müsse: denn wer kann einen langen starren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, und Abscheu und Zorn, und Verdruß und Verachtung, alles kann nach einander, an seinem Orte, erreget werden, wenn sich nur jede Empfindung so aus einer andern, in eine dritte ergießet und verlieret, daß zu letzt ein Echo, wie die Stimme der Musen in meiner Seele, bleibe, das Bewunderung sey. Diesen Hauptunterschied hat Hr. Kl. nicht beobachtet: ob ich lache, oder mich über ein Lachen ärgere; freudig oder höhnisch lache — ob ich etwas lächerlich oder belachenswerth fühle — alles ist ihm einerlei, wenn nur vom Lachen die Rede ist.

Und wer ists wohl, der die Empfindungen der Seele besser und natürlicher auf einander folgen lasse, als Homer? Kann denn ein Leser von griechischem Gefühle, der Musik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelassen haben, wie er einen Ton der Seele aus

dem andern entwickelt, und in einen andern auflöset — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorschreien, mehr als sie zum Ganzen Eindruck nachlassen soll. — Wer dies empfunden, wer dies als eine stetige Kraft der homerischen Muse gefühlt: wie sollte der nicht zittern, den Tadel nieder zu schreiben; „Homer weicht oft aus der Gravität und Dignität des epischen Gesanges: Homer wirds schwer, zurück zu halten, was Lachen erregen könnte, und bringts am ungeschicktesten Orte an: Homer hat, durch solche Unartigkeit, sein Gedicht nicht wenig entstellt; er macht den Leser unwillig, verdrüßlich; man muß Stellen, Seiten aus ihm wegwerfen, um im Tone seines Gedichts zu bleiben." O göttlicher Sänger! wenn du auflebest, so gieb doch erst deinen Lesern Ohr; gieb ihnen Musik der Seele!

Die Kritik über den ehrwürdig lächerlichen Pater Ceva mit seinem Jesuskindlein a) kann ich übergehen; sie gehört nicht hieher, denn Ceva wollte schon so ein heroischkomisches Gedicht, oder lieber ein Narrengemische, schreiben; und welche Ehre! wenn ein Ceva zwischen H o m e r und L o p e d i V e g a und M i l t o n

a) Pag. 36. &c.

siehet! — So kann ich auch die lange Schuldeklamation wider die geschmacklosen Kenner der Alten a) überschlagen: die Gelegenheit, die sie an diesen Ort gebracht, scheint sie — — doch wer will deuten? — Ein Glück ists, in einem Buche, wie die homerischen Briefe, wieder zwölf Seiten weg schlagen können; und siehe! es war Nichts! Nichts für Homer; für Wissenschaft, für Geschmack Nichts! —

5.

Statt uns homerische Betrachtungen mitzutheilen, schüttet Hr. Kl. einen locum communem aus seinem Collektaneenbuche; ob es uns frei stehe, heidnische Mythologien in Gedichten zu adoptiren b)? und, nach seinen Vorbereitungen zu achten, ist diese Abhandlung sehr wichtig.

Zuerst von der Mythologie in geistlichen Gedichten. Nonnus, Sannazaro, Claudian, (wie der nach Ordnung und Zusammenhang c) hieher kommt, wisse die

a) Pag. 44 — 55. b) p. 55.

c) Ich weiß, ohne die allsehende Muse nöthig zu haben, daß Hr. Klotz Parenthesen liebt, in Einer wieder Eine, und in dieser noch eine, und in der dritten zur Noth noch eine vierte machen kann;

allsehende Muse) Camoens, Dante, Petrarca, Ariosto, Marino, Tasso, Milton, Frischlin, Heinsius — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten scharf, und, nach der Reihe hin, getadelt. Ich glaube nicht, daß eine Kritik, die auf Dichter so verschiedner Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtspruche fällt, so gründlich, so prüfend sey, als sie über Männer von so verschiednem Werthe seyn sollte.

Einige von diesen haben lateinisch gedichtet: ein Punkt, der die Sache sehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwischen ziehen, wo die lateinische Sprache aufhöre, und die Usurpation der römischen Denkart anfange. Ich weiß, Hr. Kl. hat die Sache bei Gelegenheit der Recension eines gründlich

ist das aber Unordnung? — Zu dem, damit ich auch eine Parenthese mache, gebe ich dem seligen Geßner vor Hrn. Klotz, wenigstens bei mir, Recht, daß Ovids Proserpine zu nahe dem Kindischen sey, (nimis puella) ohne daß darüber ein überladnes Gericht Claudianischer Mythologie gelobt werde.

lateinischen Buches sehr leicht entschieden a): eine spashafte Verwunderung über furcifer, ein paar Unterscheidungen, und einige Gegencitationen — so ist der Knoten gelöset, und Alexander ist Sieger des Orients. Aber nachdenkende Liebhaber der lateinischen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch sehr zweifelhaft bleiben; sie werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts, als lateinische Phrases, andere schon Vehikula der römischen Denkart sind: sie werden also auf die jetzige lateinische Poesie ein Mißtrauen setzen, daß sie uns nicht, statt römischgrosser Gedanken, einen Teppich von römischen Wortblumen sticke, daß man also vielleicht von mehrern neulateinischen Versmachern das Urtheil fällen könne, was Hr. Kl. über Sannazaro fället b): Præter sermonis Latini elegantiam, nihil in iis carminibus, quod multa laude dignum sit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures versus Horatio surripuit: similis Horatio, sed ut simia homini etc.

a) Act. liter. Vol. I. P. III. p. 250. etc. *Funccii* de lectione auctor. classicor. P. II.
b) Epist. Hom, pag. 58.

Und allerdings ist auch bei der Mythologie für mich der Unterschied oft zweifelhaft gnug, wo die Redart aufhöre, und ein Gedanke anfange? Es hat Hrn. Kl. gefallen a), bei Vida so gar zu billigen, daß das heilige Brot Ceres heißen könne, und daß, der poetischen Phrasis wegen, zu billigen, daß Christus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, bloß der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was sollte nicht gelten? So wird mich immer die unmythologische Sprache platt, gemein, unpoetisch dünken können; und so wird endlich ein lateinisches Gedicht eine Seifenblase, wo viel schöne Farben in der Sonne mir vorspielen; ich greife darnach, und sie sind nichts! — Es waren lateinische Phrases.

Auch Hrn. Kl. so genannte horazische Oden b) sind nicht ohne Mythologie: sie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Musis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe mythologisch ge-

a) Ibid. p. 83. 84. b) Klotz Opusc. Poet. — Carminia omnia, und bei welchem Titel ihrer Titel man sie sonst nennen will.

sungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinnen, von Diis und Deabus, vom Phœbus, und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer allegorischer Personen ungerechnet. Fragt man mich was alle diese Namen hier sollen? nach der Manier Hrn. Kl. in seinen homerischen Briefen muß ich entweder sagen: unschicklich, eitle Gelehrsamkeit, verdrüßliches, fremdes Geschwätz: oder ich sage: schöne poetische Phrases! Nun danke, mein lieber Leser!

Als die schöne lateinische Poesie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Saunazars und Vida's, und Bembo's und Fracastor's, geweckt vom Geiste der wieder aufgelebten Römer, sangen: welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? „Dieser Ausdruck „ist zu mythologisch, dieses römische Bild hat „noch nicht gnug durch den Gebrauch, und „durch die Gewohnheit seine mythologische „Natur abgelegt — weg damit! Aber hier „mein lieber Vida! stehe Ceres statt panis; „dort Musa statt poetica facultas: Neptu„nus pro mari: Vulcanus pro igne: Ly„aeus pro vino. In his licet originem

„suam superstitione debeant, tamen *amis-*
„*sa fere est*, ut ita dicam, *prima vis et*
„*abolita*: carmini vero Latino non exi-
„guam elegantiam eadem conciliant a)! „
O der artige Phöbus Apollo! Wenn diese abergläubischen Wörter ihre erste Kraft verlohren haben, wenn sie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg ist; so mögen alle solche elegantiæ non exiguæ in den Orkus! Sie sind ein elender Flitterstaat, eine poetische Sprache ohne poetischen Sinn, ein Schulgeschwätz. Ist nur d a n n ein mythologischer Ausdruck brauchbar, wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch seine ursprüngliche bildvolle Bedeutung entnommen: so ist er ein Redezierrath ohne Wesen; und vor solcher Poesie behüt' uns liebe himmlische Muse!

Nein! für schulmäßige Phrasesjäger will ich die Erwecker der lateinischen Dichtkunst nicht nehmen; aber um so schwerer wird mir „die Entschuldigung: wie weit kann eine „wirklich poetische, und in ihren Horaz und „Virgil verzuckte Seele, in ihrer poetischen „Begeisterung, auch gleichsam an seine Göt„ter und geistigen Wesen gläubig werden?

a) Epist. Hom. p. 82. 83

„Wie weit kann sich die horazische Laune, der „virgilianische Geist, insonderheit, wenn ich „ihrer Sprache singe, einstellen, daß ich „Mythologie von ihrer Dichtungsart unab„trennlich erblicke, daß ich, wie sie, singen „will, auch mit ihrer Mythologie singe.“ Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthusiasmus dichteten, Grenzen ziehen, wie römische Begeisterung, Begeisterung aus den Römern geschöpft, Begeisterung, die sich selbst in römische Sprache ergoß, hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorsichtiger in der Mythologie seyn sollten: denn sie dichteten doch heilig. Nun ja denn! immerhin heilig; aber Vida und seine Mitgefährten dichteten auch lateinisch, und, zum Unglücke, wollten sie auch römisch dichten; nun stehen wir vor einer dreifachen Wegescheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich sehe keinen andern Rath, als daß man über ein heiliges Sujet niemals Latein, ich meyne römisch Latein, gedichtet hätte! denn immer ist eine Mischung von Sprach- und Denkarten unvermeidlich. Der Orient soll

sich in den Occident stürzen, Geist der Religion, und der altrömischen Poesie sollen sich umarmen; ein seltnes Paar! aus Cicero soll ein Compendium der Theologie geschöpft, und doch kein römischer Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxie etwas von seiner systematischen Strenge benommen werden — schwere Verbindung! Sannazaro will de partu Virginis schreiben, und zugleich nie seinen Virgil verlassen: Buchanau einen Baptistes schreiben, und doch seine Juden römisch sprechen lassen — widrige Vermischung! Ueberläßt sich der Dichter dem Geiste seiner Religion; so wird er Jüdisch, so wird er Christlichlatein zu sprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiste der römischen Poesie, Denkart und Sprache; wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Helleniste, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachsamkeit! drückendes Joch des Geistes, der in der Poesie nichts so sehr, als Freiheit, liebet. Der furchtsame matte Dichter wird an der Erde kriechen, und nie sich aufschwingen können: denn er schrieb für die Censur zweier Inquisitionen, eine christliche (oder jüdische) und eine römische! —

Mein Rath also, daß man nie den Bogen der römischen Poesie nach so weit von Rom entlegnen Gegenständen spannen wollte, wenn man auch Pindarische Pfeile hätte: man trifft nicht!

Es versteht sich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Cantate ist eher geistlich und doch lateinisch zu liefern; als ein Trauerspiel, eine Dichtung, ein Lustspiel, eine Epopee. Buchanans Juden treten als Juden auf; lateinische, römische Juden in Galiläa! Frischlins Ismael in Mesopotamien, und daselbst mit Classenlatein! Sannazars Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! bey einem Trauerspiele, Lustspiele, Heldengedichte, welche Disharmonie, und doch fast wie unvermeidlich! Hr. Kl. also hätte über alle diese Dichter nicht bloß sein kritisches Urtheil vom Throne hinunter sprechen, das von andern schon so oft gesprochen ist, sondern lieber auf die Ursachen dringen sollen, die diesen Männern Zwang auflegten. Ohne dieses ist seine Kritik eine gute lange Classenlektion a), und wem ist damit gedient?

a) p. 58—86.

Zweytens, auch die Zeiten und Länder muß man unterscheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er schrieb. Die meisten der gerügten Poeten sind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer also, aus oder vor den Zeiten, da der Geschmack des alten Gräciens und Latiums wieder auflebte: Wer wird nun einen Dante, Petrarca, Sannazar, Vida, Ariosto, Tasso, Marino aus allen diesen Zeitverbindungen rücken, und so schlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes fodern; daß sie das Heilige mit dem Unheiligen vermischet? Der Geist der alten griechischen Mythologie, aus seinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmahle seiner Größe in Poesie und Kunst und Weisheit: in Italien erwachte er wieder: erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der christlichen Religion bedeckt. Indessen strebte er in die Höhe, schaffte sich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart, und Sprache erzogen waren: was anders also, als eine Vermischung zweener fremder Ströme, die gegen einander brauseten, und endlich zusammen flossen. Der christliche Künstler, dem Apollo

profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchsten Denkmahle der Kunst, nieder: die Statuen der Götter waren Geschöpfe des Aberglaubens, aber auch Geschöpfe der schönsten griechischen Kunst: Horaz und Virgil waren Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelsten Natur, der vortrefflichsten Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fratzenmärchen; aber auch eine Welt voll sehr poetischer Ideen. Unter solchen also lebten damals Dichter und Künstler: sie wandelten unter heidnischen Statuen, und heidnischen Dichtern, und heidnischen Sprachen: das Neue, die Morgenröthe des Geschmacks, hatte dreyfach stärkere Wirkung auf sie: sie wurden selbst römische Dichter, und neugriechische Künstler und christliche Heiden. Der Cardinal der römischen Kirche war ein heidnischer Bembo, der neue Horaz Vida Bischof von Cremona: das Kind mit christlichem Wasser getauft, ward mit heidnischen Begriffen des Schönen genähret: die Vermischung ward Geschmack der Zeit und des Landes. Leo der zehnte vergab christliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden: in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Christus und Belial neben einander, und die

Geschichte Jupiters und Leda auf die Thüre des heil. römischkatholischen Peters.

Wer kann nun ohne Rücksicht auf Zeit, Land, und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarca, Ariosto und Tasso, und wen weiß ich mehr? tadeln a), ohne sie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahrhunderte aufmerksam zu machen, da die scholastische Wortgrübleren, und die Sprache der Mönchsandacht der Geist der Religion war, da das Land von dieser Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geschmack an den Antiken in Poesie, Kunst und Sprache überwand, sich in Alles hineindrängen, und dem Ganzen der schönen Litteratur seine neue Bildung geben mußte. Da also konnte Dante in seiner göttlichen Komödie Christen, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander mischen: da konnte Ariost

le Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori
le cortesie; l'audaci imprese - - -
che furo al tempo, che passaro i Mori
d'Africa il mare u. s. w.

besingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die britti-

a) p. 73—75. etc.

schen Prose-Critiks dem Spenser seine Feen, und Shakespear seine Hexen vorgerückt: so unbillig alte Italiener und Portugiesen, und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wissenschaft beurtheilen — auf die Weise wird alles ein Chaos.

Klopstock (ich weiß keine höhere Instanz!) Klopstock sang dem Messias seinen ewigen Gesang im Geiste der Religion seiner Zeit, nach den Gesichtspunkten seines Horizonts, nach den Eindrücken seines Herzens; wer einerley Natur, einerley Mittel der Bildung, Seiten der Anschauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele lesen. Einem Oest, z. E. werden schon viele Vorstellungsarten thalmudisch dünken; einem christlichen Schüler des Korans werden manche aus Arabien entlehnt vorkommen: einem Foster oder Sterne in England, und auch das sind Christen! werden manche noch weit befremdender erscheinen; und endlich einem orthodoxen Christen des zwölften oder zwanzigsten Jahrhunderts? — dessen Urtheil über den Messias möchte ich lesen. Wie? wenn nun ein solcher nach seiner Zeit fromm und selig urtheilte? Unbilliger Richter! er sollte sich in unsre Zeit zurückzusetzen, aus ihr

denken und sprechen: er sollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuschauen. So wie der oberste Richter allwissend seyn muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: so sey (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichnisse!) so sey der Richter über Zeiten und Völker, auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen vorigen Mischern der Religionen in einen glühenden Ofen zusammen werfen will a), hat nicht bedacht, daß bey ihm diese mythologischen Vorstellungsarten nicht wesentlich zum Baue seines Gedichts, sondern nur zur Auszierung desselben gehören. Er bringt sie nicht (wenigstens nie offenbar!) in die Zeit, aus welcher, sondern in die Zeit, für welche er singet: und so werden sie Gleichnisse, Schmuck, Verzierung seiner Gegenstände; nicht eigenlich Gegenstände selbst. Er singt für seine Zeit; dieser schweben unter

a) Epist, Homer. p. 79.

andern auch aus heidnischen Schriftstellern Vorstellungen im Gedächtnisse, die seine heilige Vorstellung zehnfach verstärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in seiner heiligen Geschichte solche starke und nachdrucksvolle Hülfvorstellungen gäbe — warum also sollte er jene wartende Ideen in der Seele seiner Leser nicht wecken? warum sie nicht aufrufen, um seinen heiligen Gedanken desto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thuts an weit mehr Stellen, als mein lateinischer Autor anführet; doppelt aber ärgerts mich, daß er eben die süßesten im ganzen Milton tadelt, aus einem Buche a), das die größesten Gegner desselben mit Lobsprüchen haben überhäufen müssen; nämlich „die selige Liebe der Stammväter des Menschengeschlechts in Eden.“ Auch Winkelmann, der in griechische Schönheiten entzückt, die Miltonischen Beschreibungen für schöngemalte Gorgonen erklärte, nimmt diese Scene von seinem zu griechischen Urtheil aus, b) und in der Sprache Miltons insonderheit selbst herrschet hier eine Süßigkeit, eine Anmuth, die uns in das Para-

a) Parad. lost B. IV.

b) Gesch. d. Kunst, p. 28.

dies selbst versetzt — und siehe! in diesem Paradiese eben zeigt sich eine kalte Hand des Kritikus, um uns einige der schönsten Früchte Todbringend zu berühren.

Milton hat sein Eden mit aller Pracht und Schönheit geschildert: Bäume, Flüsse, Quellen, Lustwälder, murmelnde Wasserfälle, das Chor der Vögel, der Hauch der Frühlingslüfte, der Geruch der Wiesen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balsam in unsre Seele: meine Phantasie ist erfüllet: mein Auge, Ohr, und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traum erhalten! Da meine Sinne gesättigt sind; so spricht er zu meiner Seele: er ruft alle Ideen schöner Gegenden und Lustörter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf: und wo giebt es mehr, als aus Griechenland und seinen Dichtern des Vergnügens? Diese sollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich soll die Freude der Wiedersehung genießen, und so nachdem auf sanften und unmerklichen Stuffen meine Seele von dem Leblosen sich immer lebender hin, aufgeschwungen, und jetzt in dem musikalischen Chore der Vögel und der Lüfte, und der zitternden Wälder schwebet: so fängt sie, wie

aus einem sanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu sammlen: a)

— — while *universal Pan*
Knit with the Graces and the Hours in dance
Led on th'eternal spring. Not that fair field
Of Enna, where Proserpin gathering flowers
Herself a fairer flowr etc. — — —
— — — — — — nor that sweed grove
Of Daphne by Orontes, and th'inspir'd
Castalian spring, might with this Paradise
Of Eden strive; nor that Nyscian ile
Girt with the river Triton etc. — —

So schwebt unsre berauschte Einbildungskraft weiter, und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Paradiese unendlich mehr, als in allen diesen Zaubergegenden zu finden. Ist dies eine Entheiligung des Gedichts? so ists eine Entheiligung des Höchsten unter den Propheten, des poetischen Jesaias, Jehovah einen Gott der Götter zu

a) Parad. lost. Book IV. v. 266.

nennen, und ihn Gesänge lang mit diesen heidnischen Klötzen zu vergleichen! aber wie erhaben!

Milton hat uns das erste Paar bis zum Entzücken geschildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre vergnügte Mahlzeit, und ihre Liebkosungen, und die holde Umarmung der Eva und — Das Liebläcḧeln Adams a).

— — as Jupiter
On Juno ſmiles, when he impregns the clouds
That ſhed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Ists Erniedrigung für Adam, in ihm den küssenden Jupiter zu sehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unsere Seele durch den sichtbaren Anblick derselben mit Freude und Ehrfurcht gleichsam erfüllet worden; da das Auge nicht mehr sprechen kann: siehe! so spricht die Phantasie, gleichsam in einen Traum voriger Zeiten versenket b):

— — in ſhadier bower
More ſacred and ſequeſter'd, though but feign'd
Pan or Sylvanus never ſlept, nor Nymph
Nor Faunus haunted. — —

a) B. IV. v. 499.
b) B. IV. v. 705.

So dichtet Milton: seine profanen Gleichnisse sind nichts als Hülfsvorstellungen zum Dienste seiner heiligen Vorstellungen: er nimmt zu ihnen seine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreise seiner Religion nicht Triebfedern geben, seine Idee so hoch zu spielen, als er sie haben will: und nur dann irret seine Phantasie in diese Zaubergegenden der griechischen Dichtung, wenn er schon unsre Sinne erfüllet, und jetzt der Seele Zeit läßt, die Bilder ihrer Jugend zu sammlen. Konnte er dies nicht thun, als Dichter? Eben dadurch schlägt er ja an unsern Geist, daß er gleichsam sich selbst dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was ist der Religion würdiger, als solche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah selbst in ihr spricht also.

Nichts, nichts wundert mich so sehr, als daß ein compilirter Tadel, der in Britannien längst verlacht, und verachtet ist, den nur die Lauder's und Magni's und Voltaire's gegen Milton haben aufbringen können, und längst damit zur Ruhe gegangen, daß dieser, ohne Gründe und Ursachen, wieder aufgewärmt, in Deutschland angehört werden könne! Einem Kritikus, der Milton blos aus ausgerissenen Allegationen kennen mag, kann

so etwas erwartet kommen, dem aber mag ich keinen bessern Lohn für seinen Tadel wünschen, als daß er ihn nie im Zusammenhange kennen lerne! a) — —

Schade, daß unserm lateinischen Homerkisten die biblischen Epopeen, die wir in unsrer Sprache haben, z. E. ein Noah, Jakob, u. s. f. unbekannt oder nicht in seiner Compilation angeführt gewesen: welch ein gelehrtes Register mythologischer Herrlichkeiten würde er da excerpirt haben, zur Freude aller frommen Christen, und zur Lehre der Männer in Zürich!

6.

Man siehet, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot ins Allgemeine hin: „kein my-

a) Daß Hr. Kl. ihn schwerlich so gekannt, könnte ich aus der offenbar ungerechten Anschuldigung beweisen. Milton sage hier nicht einmal sein Salva Venia: vt est in fabulis, vt poetae ajunt, aut alia ejusmodi, quibus excusari illa possunt. Zwar, wenn ers auch nicht sagte? Nun aber muß ja Hr. Kl. v. 705. das though but feign'd nicht gelesen haben, und wer wird eine Stelle anführen, die man nicht gelesen hat?

thologischer Name komme in ein geistliches Gedicht!" für mich habe: ich muß mich also schon selbst nach Gränzen der Mythologie und eines christlichen Gedichts umsehen.

Zuerst rechne ich, wie gesagt, die lateinische Sprache nicht mit: denn schwer ists, zu bestimmen, wo der lateinische Ausdruck aufhöre, und der nationalrömische, der mythologische z. E. anfange. Noch schwerer ists, über so fremde Gegenstände, als ein heiliger Gesang liefert, Lateinisch, und im Geiste der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Christ romanisiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaisiren, hellenisiren müssen.

Zweytens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichsam die zweyte Mutter des poetischen Geistes war: und dies ist die Wiederauflebung derselben in Italien. In der Kunst sprachen die schönsten mythologischen Ideen dem Auge; in der wieder erstandnen Poesie dem Ohre: statt des trocknen Aristoteles ward der mythologische, allegorische Plato der Lieblingsweise Italiens: solche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die lateinische Sprache dazu, und in ihr schien gleichsam die Mythologie schon eingewebt, und

unabtrennlich; oder man wählte doch mythologische Dichter zum Einzigen Vorbilde; wie konnte sich nun der begeisterte Nachahmer sagen: siehe! hier hört die Manier des Dichters auf, und da fängt seine Religion an! Und wer sich dies auch hätte sagen können, der wollte sichs nicht sagen, denn ächt Latein, ächt Römisch zu dichten, war ja nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchste Zweck seiner Muse. — Solche Zeiten also soll man erklären, ein allgemeiner Tadel kostet wenig.

Drittens schreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, so wie sie damals herrschend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte: da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbestimmt, gebrochen und abergläubisch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrschenden Verstand geschrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebethbuch, seyn könne. So z. E. die Zeiten des Dante, Ariosts, Tasso, Camoens u. s. w. Wenn diese Dichter in dem elenden Geschmacke ihrer Zeit poetisches Geräth, oder wenigstens Freyheit fanden, mit diesem und jenem Stabe des Aberglaubens poetische Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf seinen heiligen Antonius, oder

eines Mayländers auf seinen heil. Karl Borromäus sey immer den Legenden seines Ordens, seiner Stadt, seiner Zeit, seiner eignen Erziehung angemessen; denn anders kann der ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Riesen, an ein Geschöpf seines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaaße meiner Zeit, mit einem kritischen Regelchen, hinzutreten, ohne daß mich seine Größe nicht beschäme!

Also blos von einem in der Religion erleuchteten Zeitpunkte: und wo weiß der Kritikus, wenn dieser Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendeschein des Lichts ist? wo soll ers, als Kritikus, wissen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entscheiden; nicht der poetische Kunstrichter. Der Dichter nimmt den herrschenden Religionsgeschmack, oder besser, sein eignes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, seinen eignen Horizont von Religionsaussichten, und dichtet. Und so muß der Kritikus ihn richten. Nicht daß er absolute Wahrheit suche, nicht daß er frage, ob diese und jene Religionsvorstellung auch rechtgläubig genau, exegetisch richtig, philosophisch erwiesen; sondern ob sie wahrscheinlich sey, ob sie könne poetisch ge-

glaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das ist bei einem jüdischchristlichen Gedichte nicht schlechthin die Frage: ob historisch genau, der Jude seine Affekten so gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein Tod Adams, und kein Tod Abels möglich; sondern ob sie, nach gewissen allgemein angenommenen Voraussetzungen, so haben sprechen können. — Ich folge also dem Religionsbegriffe meiner Zeit, ohne weitere Umwege: wiefern verträgt er sich mit mythologischen Ideen?

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrscht, wo Personen der Dichtung auftreten, können freilich nicht Wesen der heidnischen und christlichen Religion neben einander handelnd vorgestellt werden; nicht mit einander gleich wesentliche Substanzen zur Handlung des Gedichts seyn. Wenn die Muse und der heilige Geist, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels, und eine Diana zugleich, auf einerlei Art poetische Existenz, poetische Handlung auf dem Schauplatze eines heiligen Gedichtes bekommen; so stoßen sie sich in unserer Seele. Ihre poetischen Substanzen heben einander auf: mein Auge fährt über ihre beiderseitige Gegenwart

zurück, die Täuschung geht verlohren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer poetischen Erscheinung. Ein Trauerspiel solcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausstehlich seyn: eine Epopee von solcher Mischung mag der christlichen Barbarei gefallen; rings um uns scheint das Licht einer geläuterten Religion zu stark, als daß nicht Eine solche Dichtung die andre in den Schatten drängen müßte.

Nur setze ich gleich eine Einschränkung hinzu. Nicht deßwegen können beiderlei Geschöpfe nicht auf Einem Schauplatze, in gleich starkem Licht erscheinen, weil die Eine Art wahre, die andere Lügenwesen, oder nach Hr. Klotzens Sprache a), inepta, ridicula, falsa, impia, vno verbo superstitionis propria sind, quae a veri Dei cultoribus vsurpari non possunt. Denn ein solcher Dichter schreibt nicht eigentlich, als ein frommer rechtgläubiger Christ, als ein Diener des einzig wahren Gottes, der vor aller Mythologie als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottlosen, abergläubischen Kra-

a) p. 56. bis 86. auf jeder Seite.

me so viel Abscheu hat, wie vor dem bösen Feinde der Hölle; sondern — als Dichter. Er schreibt nicht eines seligen Todes und des Himmelreichs wegen, sondern nur, (der gottlose Mensch!) um poetisch seine Leser zu täuschen. Er verabscheuet also die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Wesen, und als eine Geschichte weltlicher Lüste, sondern weil sie in seinem heiligen Poem seinem Zwecke, seiner Laufbahn der Gedanke fremde, und dem poetisch anschauenden Leser widrig seyn muß. Auf einem andern Schauplatze könnte eben derselbe Leser diese unchristlichen, gottlosen Geschöpfe der Lügen ganz behaglich sehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland ist, mit Feuer bearbeiten; aber auf diesen gehören sie nicht „der poetischen „Wahrscheinlichkeit halben.„ Denn wenn die Maschienen der heidnischen Religion bis zur Täuschung geglaubt werden sollen; wie denn aus eben der Maschiene christliche Wesen? Sie wirken dem anschauenden Auge gegen einander, sie heben an Wahrscheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter allein spricht: so spreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er an

beide gleich glaubte, und sie beide mit einerlei Wahrheit behandelte. Eine Anrufung an den heil. Geist und an die Kalliope zugleich ist ungereimt; nicht wieder als Gottlosigkeit, als Sünde wider den heil. Geist, sondern der poetischen Täuschung halben. Entweder sind beide dem Dichter alsdenn Wesen von gleicher poetischen Existenz; dies widerspricht sich — oder beide nur Redezierrath, nur poetische Figuren: dies beleidigt den Leser noch mehr, denn er kommt dadurch zu sich zurück, um den Wortkünstler ohne inneres Wesen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur poetische Wahrheit; und warum steht alsdenn das Andre da? Es hindert die Wirkung des Ersten. In diesem Stücke hat freilich niemand so gesündigt, als Sannazar; ich wiederhole es nochmals — gesündigt, nicht wider den heiligen Geist, sondern wider die poetische Wahrheit und Illusion.

3. Wo dies nicht ist, wo die poetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen ist, an mythologische Namen, an erdichtete Gegenden zu denken — immerhin! Die Mythologie ist einem guten Theile

nach historisch, oder allegorisch; selbst das Fabelhafte in ihr mischet sich mit Geschichte und Allegorie; warum sollte sie als solche nicht auftreten? Wenn sie bekannt gnug, anschauend, und eine Schöpferinn großer Begriffe zur Würde eben des christlichen Objekts ist: so kniet sie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbst Religion wollte sie hier nicht seyn, sie ward als Geschichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht: und da oft mit einer Wirkung, die anders woher nicht ersetzt werden konnte — vortrefflich! So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!

Es kann nichts, als ein Rest der Lieblingssekte seiner Jugend a) gewesen seyn, wenn Hr. Kl. jeden mythologischen Namen, jedes fabelhafte Gleichniß aus christlichen Gedichten, als gottlos, falsch, ungereimt, lächerlich, abergläubisch auskratzen will. Abergläubisch? Muß ich denn einen Pluto glau-

a) Pro ingenii sui — favebat maxime Zinzendorfianorum partibus, nihilque aliquoties proprius abfuit, quam vt eorum sodalitati nomen daret. *Harleſ.* vit. philog. in vita Klotz. p. 184. P. I.

ben, wenn ich mich mit Milton an die schöne Flur (und an nichts mehr, als an die schöne Flur), erinnere, wo er seine Proserpine entführt haben soll? Lächerlich? Nun warum denn, wenn ich mit einer Erinnerung an den küssenden Jupiter große Idee erwecke? Lasset Jupiter vorjetzt nur der höchste Held seyn, den ein Dichter denken konnte; wie erhöht das Miltons Adam! Ungereimt? Falsch? An sich selbst immer! aber der historische oder allegorische Sinn, in dem ich sie anziehe, der ist nicht ungereimt, der ist falsch! Und endlich gottlos? Nun ja doch, ja! und ich glaube es Herrn Klotzen so, als wenn ich ihn noch in der Vorstadt zu Görlitz a) predigen hörte; allein Hr. Kl. wird alsdenn seinen Collegen kennen, der Abbten auch der Sünde wider den heil. Geist beschuldigte, weil er eine nichtswürdige Satyre verdeutschet hatte? Ich sehe in Milton, Young, und im vierzigsten Kapitel Jesaia, was mich anbetrifft, nichts Gottloses.

a) Gorlitii cum esset, dixit saepius in villis suburbanis pro sacris rostris ad populum, quod etiam aliquoties in patria (Ei ja!) ab illo factum est. Harles. vit. philol. ibid.

4. Aber viertens: wo in einem christlichen Gedichte die Mythologie keinen poetischen Nutzen schaffet; allerdings, da bleibe sie weg, denn jedes Müßige, jedes der poetischen Wirkung Widrige muß wegbleiben. Ich danke also im Namen aller wahren Poeten eines h. Sujets Hrn. Klotzen freundlich für die Erlaubniß, „doch Neptun für das Meer, und Ceres statt Brot, und Vulkan statt Feuer, und Lyäus statt Wein, auch im geistlichen Gedichte sagen zu können; denn diese Worte hätten schon ihre mythologische Kraft verlohren; sie brächten aber eine nicht geringe Eleganz in das Gedicht.“ Elende Eleganz! eben wo sie ihre alte Kraft abgelegt haben, und blos als Wortschmuck gelten; da wirds gerade das erste Gesetz des wahren Dichters, zumal des heiligen Dichters, den Bettel wegzuwerfen.

Ich sammle das Herausgebrachte, und da zeige ich ja doch beynahe ein Facit mit Hrn. Klotzen auf? Nicht völlig und am meisten ist die Rechnungsart verschieden, wie wir unser Facit herausbringen: Hr. Kl. thut einen Machtspruch: kein Zug der Mythologie komme in ein geistliches Gedicht! ich nehme mir die Freyheit, den Satz so einzuschränken, daß er bey jedem Unwahrscheinlichen in der Poesie gelten muß.

Hr. Kl. giebt statt Gründe die Namen: heidnisch, gottlos, falsch, abergläubisch, dumm, lächerlich, ungereimt; ich darf sagen: immerhin! wenn es nur hier nicht unwahrscheinlich, unpoetisch, der Illusion entgegen ist; befördert es diese — vortrefflich! Hr. Kl. tadelt die größesten Dichter; ich entschuldige einige, und rette sie aus ihrer Zeit; andre lobe ich, und könnte eine Abhandlung geben: „von der vortrefflichen Wirkung fremder Religionsideen in einem christlichen Gedichte!" Hr. Kl. erlaubt die Mythologie nirgends, als wo sie aus dem gradu ad Parnassum geborgt, eine Blumenlese poetischer Phrases ohne mythologischen Sinn sey; ich warne vor nichts so sehr, als vor solcher sinnlosen Mythologie, vor solchem mythologischen Unsinne! Hr. Kl. hat fromm und christlich geschrieben; ich wünschte, als Kunstrichter der Poesie, gründlich, und nach dem Gefühle poetischer Leser geurtheilt zu haben. So gehe ich über diese Materie mit Hrn. Kl. aus einander.

7.

War sie aber so langer Untersuchung werth? Ich glaube: denn welchen bethlehemitischen

Kindermord würde Hrn. Kl. Verbot in dem Erhabensten unsrer geistlichen Dichter stiften! und unsre geistlichen Dichter (eine Gattung Poesie, in welcher wir Deutsche nur den Britten nachstehen) sind die Ehre unsrer Nation.

Der Heiligste unter allen, Klopstock, und das heiligste Gedicht desselben, der Messias! Aber von welcher Wirkung ist die heidnische, die mythologische Römerinn in demselben a), Portia! Wie, wenn sie zu beten anfängt:

——— Mit aufgehobnen ringenden Händen
Stand sie mit Augen, die starr zum dämmernden Himmel hinauf sahn,
Und so zweifelt ihr Herz. O du der Erste der Götter!
Der die Welt aus Nächten erschuf, und Menschen ein Herz gab!
Wie dein Namen auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!
Romulus oder Abrahams Gott! ———
Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es, den Menschen! u. s. w.

a) Der Messias Gesang 6.

Sie fährt mit diesem hohen Gefühle zu beten fort, und ich bin über das Herz der christlichen Leser des Messias gewiß, daß dasselbe nur selten eine so hohe Stuffe der Bewunderung Jesu erreicht haben wird, als mit diesem heidnischen Gebete.

Portia erzählt ihren Traum a): die Erscheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidnische Sokrates, in einen Messias? Und doch weiß ich, daß dieser Traum, um mit Klopstock zu reden, sich, vor vielen Episoden des Messias, in die Seele des Lesers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigsten denket, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in seinem Herzen die feinsten
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz
ihn zu rühren.

Schon wenn Portia anhebt: — —

Sokrates . . . zwar du kennest ihn nicht; aber
ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das
jemals gelebt ward,
Krönt er mit einem Tode, der selbst dies Leben
erhöhte!

a) Gesang 7.

Sokrates ... immer hab' ich den Weisen bewundert! sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nennt' er
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Sokrates u. s. w.

Wenn Hrn. Kl. einzige Ursache gelten soll: „das Heilige soll nicht mit dem Unheiligen vermischt werden!" so müßten diese Episoden aus Messias weg, und mir sind sie unter den theuersten.

Klopstocks Salomo! Ein biblisches Sujet, und alle Leser haben mit mir, den Contrast der heidnischen Scenen für das Rührendste im ganzen Trauerspiele gehalten. Wenn Salomo rühren soll: wie anders, als durch seine heidnischen Zweifel. Wie, wenn der Trostlose klaget:

Hülfe! Selber meine Freunde
Vermögens nicht. —
Ein Rauch, dem Feind' ein süßer Opferdampf,
Mag dieses Haus verfliegen! meine Kinder
Zerschmettert werden — —
— — ich will es leichter tragen,
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,

O Friede! dies mein Herz verzehrt — das
Leben
Zum Tode macht! und kaum des Müden
Zuflucht
Den Tod noch bleiben läßt! Sie ist dahin
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!
Dahin ist meine Weisheit, samt der Ruh,
Die sie mir gab! — Wenn du es bist,
o Moloch!
Vor allen Geistern Moloch du!
Der mir dies alles nahm; womit er-
zürnt ich dich?
Und hab' ich dich erzürnt, so laß doch
endlich
Durchs Blut so vieler Knaben dich ver-
söhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Priester Molochs! und Opfer Molochs! ja selbst wagt es Klopstock, zween Götzen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendsten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidnischen. Wie rührt z. E. die unmenschliche abgöttische Wuth im Opfergesange Molochs!

Ich mag die bodmerschen Epopeen nicht durchgehen. Wären in ihnen die mythologischen Dichtungen nur oft etwas wahrscheinli-

cher für die Zeit, und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, an Jüdisch und Heidnisch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts!

Ich fühle es, ein so unbestimmt gesagter Einfall ist zu strohern, als daß ich so viel Miene mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überspannten Enthusiasmus beschuldigt werden können, widerlegen ihn. Machtvoll ist z. E. in der ramlerschen Rhapsodie von einem Gebete — machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den persischen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Oromazes und Gott! —

ohne doch eine hübsche Wortphrasis seyn zu sollen. Stark ist in Kleists christlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der mythologische Vorwurf:

— Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen!

Und endlich in den vortrefflichen Grenadiersliedern: von welcher Wirkung ist die harte Vermischung des Christenthums, und der Mythologie in dem Munde eines harten Sol-

daten. Sein Gott ist ihm jederzeit, und in jedem Gesange alles: vor und nach der Schlacht: im Treffen, und im Siege.

——— wär ihrer noch so viel,
So schlag ich sie mit Gott!
—— was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl ——

Mit rechtem Christenmuthe streitet er; und mit rechter Christendemuth, Gott dankend, preiset er Gott nach dem Siege; wie aber? hat der Grenadier darum an gehörigem Orte auch nicht seinen Mars und Apoll? kann er nicht darum auch von seinem Friedrich sagen:

Frey, wie ein Gott, von Furcht und Graus
Steht er —— du hoher Paschkopoll
Sahst ihn, im Heldenangesicht,
Den Mars, und den Apoll.

Und sollte deßwegen mein Grenadier kein ächter, guter Christenmann bleiben?

Der, wenn er stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deßhalb sollten seine Lieder nicht immer der Würde werth seyn, die ihnen Abbt anwünscht, vor der Schlacht gesungen zu seyn? Entweder muß überall die Mythologie hier

nicht mehr Mythologie; eine liebe Wörterblume seyn, oder weg damit!

Indessen will Hr. Kl. uns auch in geistlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen lassen, und schlägt vor a): „Beschreibungen der göttlichen Weisheit und Macht, hohe Bilder der göttlichen Majestät, oft so vortrefflich, so erhaben, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sie in den Geist ungläubiger Sterblichen haben kommen können, und durch deren geschickte Nachahmung der Poet seinem Gedichte die größeste Würde geben könnte.“ Der Vorschlag ist fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Hr. Kl. nicht glaubt, daß Gott selbst in die Seele des christlichen Poeten Bilder einschiebe, so kann ers nicht fremde finden, daß große Geister unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, sie auch von ihren Göttern denken müssen. Ich mag keine Vergleichungen, insonderheit in Sachen, die gewisse Leser so gern umzukehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Grieche? Jener zwischen seinen Göttern; dieser zwischen seinen gemalten Heiligen, der Pa-

a) Epist. Homer. p. 86.

pist zwischen seinen gehauenen Myrtrern. Und bei wem war (ich rede blos von poetischen Bildern) ein solcher Anblick gelegner, um große Gedanken zu wecken?

Zu dem: Beschreibungen der Weisheit, Macht, Majestät, sind eigentlich keine Mythologie mehr; es sind dichterische Bilder über mythologische Gegenstände; mit ihnen hat also Hr. Kl. keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeschlagen. Dazu ist dieser Vorschlag so gemein, so bekannt, so gebraucht. —

Ja, wenn ich sagen soll, nicht einmal so hochnöthig. Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der Schönheit, der Milde, und einer gewissen menschlichen Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, insonderheit, was die schöne Kürze, das unübertrieben Prächtige, das Angemessene im Ausdrucke solcher Beschreibungen betrifft. Aber Weisheit, Macht, Majestät, alles Hohe, und gleichsam Unbegreifliche in der Gottheit — darinn sind die Dichter des Morgenlandes, und die Ersten derselben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerschöpfliche Quelle. In solchen Bil-

dern sind ein Silius Italicus, Ovid, Virgil und Claudian gegen einen Hiob, Moses, Jesaias und auch David, wie ein Tropfen gegen einen Ocean: und Schande ists, aus einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Größe, Hoheit, Majestät vor uns ist. Nur eine gefühllose kritische Seele, die hierinn einen Milton und Klopstock hinter einen Silius Italicus und Claudian anführen; die verschossenen Purpurlappen aus einem Ovid und Silicus den geistlichen Dichtern unsrer Religion, als Raritäten, als theuere Vorbilder, vorhalten darf, und in unsern heiligen Büchern, und in unsern hohen Nachahmern derselben, das Sonnenmeer von Majestät, den Regenbogen von prächtigen Farben nicht erblicken will, in welchem „die Größe und „Macht Gottes„ gemalet wird.

Ich gebe es zu, daß diese morgenländischen Bilder auch oft ein morgenländisches Auge fodern: daß sie oft in einer Hülle des Orients erscheinen, die uns dieselben fremde, oder in einem Glanze, der uns dieselben betäubend mache. Ein geistlicher Dichter aber, und der Kritikus dieses Dichters, sollte dem die Hülle unüberwindlich seyn? Sollte er

nicht, den Spuren eines großen Michaelis folgend, sich solche Bilder gleichsam in die Sprache und Denkart seines Occidents übersetzen, und sie alsdenn mit orientalischer Wärme fühlen! Die Proben, die dieser verdienstvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwickelung da, und wie verstäuben gegen sie die Schlacken eines Claudians! Blos das Leichte, daß unsrer Denkart Nähere, die für uns faßlichere Evidenz dieser römischen Bilder ists, die uns dieselben empfiehlt. Wären die orientalischen nach unserm Augenmaaße; so wäre der Vorschlag unleidlich. Kann man sie aber nach seinem Augenmaaße stellen? nicht seinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und kannst du das nicht, so siehe die Sonne in diesem ihrem stralenden Wasserbilde! Siehe den Abglanz orientalischer Hoheit in einem Klopstock: von Erde bist du, wenn du an einen Sillius Italicus hierinn, als Vorbild zurück eilest.

8.

„Auch Künstler sollen Gott und Christus würdig bilden! a)„ Wie todt ist, was

a) p. 97. 98.

Hr. Kl. hierüber sagt, gegen das, was andre gesagt haben. Hier ist Klopstock, da er Winkelmann beurtheilet, und wem ist es nicht ein sehenswerther Anblick, zween solche Männer, zwei Enden des menschlichen Geistes, zwei Extreme deutscher Originale, von denen der Eine unter, der andre über Deutschland seinen Ort fand — ich sage, ists nicht ein merkwürdiger Anblick, solche zween Markgrafen deutscher Hoheit von ihren Grenzsteinen zusammen treten zu sehen, zusammen sprechen zu hören? Das Stück ihres Gesprächs im nordischen Aufseher a) ist mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, „unnachahmlich zu werden, sagt Winkelmann, „ist die Nachahmung der Alten.„ „Ich „würde, versetzt Klopstock, diese Einschränkung hinzusetzen: in den Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. Denn welches Genie würde nicht erschrecken müssen, „wenn es sich nicht erlauben dürfte, an der „Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln? Haben z. E. die Griechen die Vorstellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln „machen müssen? Aber wie vortrefflich haben

a) Nord. Aufseh. 3. B. St. 150.

„sie oft nicht die Götter vorgestellt! Sollten „wir nicht die Engel so machen? Gewiß nicht „völlig so! wir sollten jene Vorstellungen der „Götter übertreffen. Bisher zwar sind wir, „von diesem übertroffen, sehr weit entfernt ge„wesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzim„mer, und wenn wir uns recht hoch schwin„gen, schöne Jünglinge; geben diesen Figu„ren Flügel, und bilden uns ein, Engel vor„gestellt zu haben. So gar Raphaels Mi„chael ist ein Jüngling; und er sollte doch „wenigstens ein Jupiter seyn, der eben gedon„nert hat. Wenn nun Raphael vollends ei„nen Todesengel hätte machen sollen; z. E. „einen, durch dessen bloßen Anblick der erst„gebohrne Sohn Pharaos niedersinkt. Mi„chael Angelo also, wird man sagen. Nein, „der auch nicht: denn er übertrieb zu oft. Der „Contour des wahren Großen ist sehr fein! „Wenn die Hand nur ein wenig ruckt: so „kann es übertrieben werden. Wer also? „Vielleicht ein noch ungebohrner Künstler, „dem es aufbehalten ist, die heilige Geschich„te würdig vorzustellen, nämlich die meisten „schon oft wiederholten, neu, und denn vie„le sehr erhabene, die noch niemhls gemacht „worden sind. Wie würde ich mich freuen,

„wenn er schon lebte, und dies läse. Er ist „es, der noch viel was anders sagen würde, „als die Griechen haben sagen können. Gott „vorzustellen, würde er sich niemals unterfan- „gen; niemals! aber den Versöhner der Men- „schen einiger Maaßen würdig abzubilden, „würde er alle Kräfte seines Genies anstren- „gen, und sich den großen Empfindungen, „welche die Religion glebt, ganz überlassen.„

Ich lasse über diese klopstockschen Gedanken gerne einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die poetische Composition einiger biblischen Gemälde a), und einige stille Winke Winkelmanns in den Schriften desselben, und verschiedne offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemälde der Religion, zusammen setze: so dünkt mich dies klotzische Gemische darüber

— — Staub, den der Wind zerstreut.

Hr. Kl. findet unter allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geschrieben, keinen, der die Maler darüber getadelt hätte: er thuts, und siehet nicht, was ein

a) St. 172. 174. 186. Nord. Auff. 3. Th.

solcher Bogen zur Majestät Gottes thun sollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn sich nur seitwärts einige rückbleibende Stralen verlieren: so sehe ich nicht, wie diese hinderlich wären. Bei Gestalten der Heiligen sind sie eine einmal angenommene Symbole, und der Gestalt Gottes, (wenn Gott anders menschlich gestaltet werden soll,) ein Zeichen der Majestät, so fern, als der Dichter singet:

— & avertens rosea cervice refulsit,
Ambrosiæque comæ divinum vertice odorem
Spiravere — —

oder so fern die biblischen Dichter auch hierin große Gemälde vom Glanze des Herrn geben. Diesen kann der Dichter innerhalb der Grenzen seiner Kunst so bescheiden folgen, als die Griechen den poetischen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Hr. Kl. den Einfall a), auch Flügel könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meine nur etwa Engel, oder den geflügelten Blitz in der Hand Gottes: denn der

a) p. 108. 109.

Gottheit selbst Flügel zu geben, halte ich, (Hr. Kl. führe mir noch ein so langes Register von Göttern an, die bekannter Weise geflügelt gebildet wurden, unserm höchsten Gotte halte ich ein paar Flügel ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unsrer Religion; wenn nicht, als unterscheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um denselben dem Auge wahrscheinlich zu machen. Selbst die Griechen, nachdem sie die Allegorie nach und nach abgestreift hatten, in ihren schönsten und edelsten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht wie ein Ikaromenippus des Lucians erscheine, und gaben sie seinem Adler. In der That, den Allerhöchsten mit einem Paar Gänseflügeln vor mir zu sehen, ist unleidlicher, als, ihn graubärtig, und als Greis, zu erblicken. Dies giebt noch eine leibliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was soll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

„Die Griechen bildeten Jupiter auf einem Donnerwagen.“ Nun hat es Hr. Michaelis längst gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrscheinlich Geschöpfe der ägyptischen Einbildungskraft sind, und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls

daher ursprünglich entlehnet: könnte auch gezeigt werden. Hier fließen also aus Einer Quelle zween Flüsse, und die Poeten beyderley Religionen scheinen nicht anders verschieden zu seyn, als daß sie sich Eine Vorstellung, jeder nach der Art seiner Nation, gedacht haben. Warum sollte also der christliche Künstler nicht diese Bildung der verschwisterten griechischen Vorstellungsart ablernen? warum sollte er nicht auch den wahren Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der seinen Donnerwagen und Donnerpferde mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget?

Hr. Kl. hat für gut befunden, diese Vorstellungsart anzupreisen a); und ich fände es beynahe gut, davor zu warnen. Der Begriff der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menschen beywohnet, ist erhabner und gereinigter, als daß er ein solches Bild ertrüge. In den sinnlichen Zeiten der jüdischen Dichter war „furchtbare Macht" gleichsam der Hauptanblick, mit dem man sich den Herrn dachte; man schrieb nach einem Idol

a) p. 115 — 122. Ostendi *uno*, *eoque satis illustri* exemplo, quomodo imitari possint nostri artifices veterum monimenta — ist das nicht viel?

der Erziehung, und nach einem herrschenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das jüdische Land hinzogen, und dahin aus, auf diesen sinnlichen Begriff, gehen auch die höchsten Bilder der Propheten. Irre ich nicht, so ist die gemeine Vorstellungsart unsrer christlichen Zeiten darinn sanfter. Das erste Bild, das wir uns von unserm Gotte machen, ist vielmehr das Bild von dem vollkommensten, weisesten, gütigsten Wesen, dem Vater, und unsichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüster. Soll also ja der Höchste gebildet werden, so zeige man ihn in dieser, für uns der würdigsten Stellung, oder gar nicht. Die Propheten des alten Bundes schufen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieser nicht für den bildenden Künstler: nicht für den Anblick des Schönen; sondern für poetische Seelen, und in diesen nichts als der Religionsbegriffe halben. Der Künstler unsrer Zeit thäte also Unrecht, wenn er sich solchenfalls damit, als mit biblischen Vorstellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunst hat die Bibel wohl keine Bildergallerie liefern wollen.

Es bleibt also nur das Vorbild der alten Kunst übrig, die ihren Jupiter donnerfahrend bildete — aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unser Gott! Jener seinem Charakter nach der Donnerer, der

Ελατὴρ ὑπέρτατος βροντᾶς
ἀκαμαντόποδος
Ζευς — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die spätern Dichter, die Hr. Kloß anführt. Jupiter hatte einmal nach altem guten Herkommen die Function, der υψιβρεμετης, κατηβατης, fulminans zu seyn, und wie man ihn mehr nennen will; als solcher konnte er Pferde jagen und Rosse lenken: das war Jovialisch. Ein solcher aber ist nicht unser Gott dem Hauptcharakter nach, und eine solche Kunstvorstellung nicht göttlich. Die Kunst arbeitet für Einen ewigen Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu sehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß Hr. Kl. aus Homer, Pindar und allen Griechen wissen, daß in denen Zeiten, da sich Mythologie erzeugte, und die Kunst galt, ein Pferd, wie noch bey den Arabern und Aegyptern, ein sehr würdiges Geschöpf, und Pferdeverrichtungen sehr edle

Handthierungen waren — bey uns nicht mehr. Was sagt mir also dies Bild Gottes? Nichts, oder etwas unwürdiges. — Der Künstler brauche es also nicht, und lasse den Klotzischen Einfall immer lieber wieder verunglücken.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Durchweg, um zwischen den höchsten Foderungen der Religion und der Kunst mit einer Bildung Gottes, insonderheit für sich selbst, mit Gnugthuung meiner selbst, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommensten, den Allgnugsamen, den Geist: die Kunst bildet Körper, Geister geben keine Figur, das Vollkommenste hat kein Bild. Hr. Kl. wende nicht ein a): „Gott schreibe sich ja selbst Hände, Hals, Füße, Nase zu." Bekannt! aber jedes von diesen theilweise, nichts mit dem andern zusammenhangend, daß es ein Ganzes bilden sollte, jedes Glied als ein sinnliches Bild Einer seiner Eigenschaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde ist also nicht bildend, sondern andeutend, symbolisch: und in weitem Verstande der Alten also, Allegorie. Dazu ist diese Allegorie nur poetisch: das sicht-

a) p. 98. Ipse Deus sibi manus tribuit, dorsum, nasum, pedes etc. ist der Grund nicht bündig?

bare Bild wird von dem geistigen Glanze, den es bedeuten soll, verschlungen; es verschwindet mit dem Worte, und die Idee, die zurück bleibt, ist eine Eigenschaft der Gottheit.

Wenn kann nun der Künstler die Beschreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wenn er seine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derselben auch so andeutend, so allegorisch machen kann, daß das Zeichen verschwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle sehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott so zeichnen, daß mir bey seiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anrühret, daß sie vergehen; außer dieser Bedeutung der Allmacht aber das Zeichen, die Hand selbst, nichts sey: kann ich Gottes Ohr und Auge blos als Sinnbilder seiner Allwissenheit darstellen, daß sie weiter keinen Eindruck lassen: Gottes Fuß nicht an sich, sondern als den, dessen Schemel der Erdball ist, nicht als der Theil eines menschlichen Körpers — kann ich so den Geist malen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geistes, und zwar des vollkommensten Geistes, ist: so kann ich ein Bildniß des Höchsten machen aus Autorität der Schrift.

Da dies nicht ist: so lasse ich ihr Beyspiel weg, und vergleiche blos Foderung der Religion und Bedürfniß der Kunst — und siehe! fast überall Gegensatz. Gott der Unmeßliche — das Wesen der Kunst im Großen und Schönen sind Schranken. Gott der Ewige, und siehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geschieht; die Kunst kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Wirksame; die Kunst kennt keine Wirksamkeit ohne Bewegung: Gott der Unwandelbare, und siehe! jeder Ausdruck der Kunst wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn fassen? wer kann ihn bilden!

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die seligste, allgnugsame Ruhe; allein auch da erscheint er nur als der seligste, allgnugsame Mensch: und weil die menschliche Ruhe nur bey einer Feyer von transitiven Handlungen möglich ist; so ist auch alsdenn bey der gebildeten Gottheit der Begriff von Unwirksamkeit beynahe unvermeidlich: der Begriff von Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Einwirkung wird in seinen Ausdruck der Ruhe verschlungen, das Bild ist kein Gott mehr.

Raphaels schaffender Gott steht mit gesenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne
gemacht hat!

Raphaels ewiger Vater steht wie ein grauer Greis: ist das der Gott, der da bleibet, wie er ist? Gott sehe z. E. auf die Erde herab: ist das der Allwissende, was siehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch was neben ihm ist? Gott wäge die Erde: sie hat ein Maaß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maaß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu spielen? — Nun setze man noch gar unwürdigere Vorstellungen: einen klotzischen Postillon mit einem Brande in einer Hand auf einen Wagen — Blasphemien! „Wie wollet ihr mich bilden? und wem wollet ihr mich vergleichen?“ spricht Jehovah.

„Christus als einen Apollo im Belvedere a)“ eben als wenn Christus einen Python im Zorne getödtet — doch hierüber mag ein Klopstock in der vorangezognen Stelle,

a) p. 111. 112. Hr. Kl. hat für gut gefunden, bey der Gelegenheit die Winkelmannische Beschreibung Apollo's in sein Latein hinzugießen.

und ein Mann von der entgegengesetztesten Denkart, Webb, sprechen. Der vatikanische Apollo wenigstens scheint nicht dem Charakter des Erlösers dem Hauptanblicke nach, und in der Bestimmung seines Lebens zu entsprechen, sonst —— Doch ich werde theologisch, da ich doch in der Schule eines poetischen und Kunstcritikus bin ——

Und ei! da lerne ich wieder Etwas Neues! „Gott auf einem Donnerwagen fahrend!“ Von christlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der dieses Bild brauche, als Milton a)“ — Keinen von christlichen Dichtern? Hrn. Kl. Gedächtniß muß ihm den ärgsten Streich gespielt haben; denn das meinige erinnert sich bey allen christlichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn ist Gleim, der Kriegssänger, kein Christ?

Wer hat dich, Pandur,
in Angst gesetzt, in Flucht gebracht,
Gott, der auf Wolken fuhr.

Ist Kleist kein Christ? —

Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
sind seine Wohnungen,
sein Wagen sind die donnernde Gewölk,

a) p. 120.

und Blitze sein Gespann;
und wie der prächtige Ton weiter das Bild
malet.

Cramer kein Christ? —

Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
Messias, donnert, und im Wetter
Dahin fährt — —

Ramler bey der Krippe Jesu kein Christ? —

Jehovah fähret durch den Himmel
und sieht sein seliges Geschlecht
Wir sehen Majestät! — —

Und so glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtnisse geschrieben, so Wieland, Bodmer und jeder christliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopstock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dies Bild nicht: sein Gott steigt herunter, den Messias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er ist selbst zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa schon kann tausend Donner fassen, und auch der steht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel schien Klopstocken das Bild zu niedrig selbst in der Poesie, für den —

Der Welten geheim und still dem Untergang
zuwinkt —

und Klotz darfs sehr vornehm für die Kunst

empfehlen? So ists nach jenem Gemälde Galatons: was Homer ausspiee, war dem andern Ambrosia!

9.

Die Frage wird weltlicher a). Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Ich thäte am besten, blos zu übersetzen; aber auch das wird mir schwer. Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennet, als daß es „Griechen und Römern so „beliebt b), Neptun einen Gott des Mee„res zu nennen, „als daß es „den Wieder„herstellern der Wissenschaft so beliebt c), „auch die Mythologie der Alten (ohne wei„tere Gründe,) beizubehalten: „als daß sie „auf dem Irrthum und dem Aberglau„ben d) der Alten beruhe: „als daß sie nichts „als ein Namenregister e), Schäll: ohne „Gedanken enthalte, „als daß sie f)„ „ein bloßer Flitterstaat mittelmäßiger Köpfe „sey, um ihre Gedichte mit hundertmal ge-

a) Epist. Hom. p. 124 — 135.
b) p. 124.
c) p. 125. d) p. 125. e) p. 126.
f) p. 127

„brauchten Gleichnissen aufzustützen:„ wer die Mythologie in Gedichten blos als so Etwas kennet, wie ist der eines Bessern zu belehren? Man müßte von Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böse Irrthümer und unchristlicher Aberglauben — nämlich sehr poetische Ideen. Und so hätte man erst eine Voraussetzung!

Darauf wäre zu zeigen, das von den Wiederherstellern der Wissenschaften die Mythologie noch etwa anders woher habe können beibehalten werden, nicht als ein beliebiges Gutachten. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunst, der Poesie, und alten Einkleidungen der platonischen Weisheit wegen. Ob sie sie übel nachgeahmt: davon ist die Rede nicht, sondern ob sie nachahmen dürfen? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig mit der bösen irrigen Mythologie zugleich alles hätten verlieren müssen: Sprache, Poesie, Wissenschaft, Kunst der Alten — eine schwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, abergläubischen Ketzer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Christen zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verlohren? Das wäre die zweite Voraussetzung.

Hieraus würde auch die erstaunensvolle Frage beantwortet: warum dies böse Ding, das doch blos auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauret! Es wäre also unmaßgeblich zu zeigen: „daß die Mythologie „in ihrem Gebrauche wohl etwas mehr, als „Schall ohne Sinn, Wort ohne Bedeutung, „unnützer Flitterstaat, Gottlosigkeit und Aber„glauben gewesen seyn könne.„ Wie tief muß „eine solche Deduction anfangen! Und was hat unser christliches Taufwasser mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer sehr bekannten, sehr Ideen- und Bilderreichen Sprache poetische Zwecke zu erreichen?

Freilich könnte es eine feine Aufgabe „bleiben: wie weit wir im Gebrauche man„cherlei mythologischer Ideen den Griechen „und Römern nur bescheiden nachtreten müs„sen? „Allein hieran ist bei meinem Autor, und bei dem berühmten Vorredner Apollodors nicht zu gedenken; hier kommt auch nichts weniger, als Irrthum und Aberglaube, in Betracht: die bei ihm alles sind. Gnug! daß es ihm beliebt, in allen neuern Dichtern die Mythologie für schallenden Unsinn, für hun-

dertmal gebrauchten Flitterstaat zu erkennen, und nun frage ich jeden guten Dichter unsres Vaterlandes: ist so Etwas nicht unter der Kritik?

Wie aber, wenn Hr. Kl. a) uns einen ganz neuen Ersatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir sein neues Geschenk preisen, so lasset uns erst sehen, ob es der Annahme werth sey, und denn erst, ob es als Aequivalent gelten könne? „Was einige befürchten, daß „wenn sie die alte Mythologie verlören, ih„re Verse alt und matt werden dürften — „die Furcht ist vergebens. Liefert uns doch „unsere heutige Welt solch eine Menge neuer „Gedanken und Bilder, daß es einem glück„lichen Kopfe nie an Zierrathe seiner Gedich„te fehlen kann„ (eben als wenn ein glücklicher Kopf den Bettel wollte und brauchte!) „ „Bedenke, wie manches in der Naturlehre „durch die Bemühung der Menschen jetzt ent„wickelt ist, was vormals entweder unbe„kannt, oder sehr dunkel seyn mußte. Be„merkt ferner, daß der Kreis der Erde in „neuern Zeiten gleichsam erweitert sey, durch „Entdeckung der Länder, die vormals unbe-

a) p. 126.

„kannt waren, und erwäge, welch eine Men„ge Zierrathen dem Poeten daraus erwachse, „weit besser, als die Namen einer Juno, „Pluto, Cerberus, Rhadamantus und Cha„ron.„ Ich weiß, daß dieser Rath in die Köpfe mehrerer ingeniosorum gekommen: denn Rathgeben, sagt Plato, ist doch eine göttliche Sache; und gegebne Rathschläge prüfen, dächte ich, noch eine göttlichere.

Ich setze voraus, daß hier die Frage nichts weniger, als Wortzierrath, dichterischen Schmuck betreffe, denn jeder Zierrath, der nicht aus der Sache selbst entspringet, der erst gesucht werden muß, ist Fehler; wir suchen also eine innere Bereicherung der Poesie in ihrem Wesen statt der Mythologie.

„Entdeckungen der Naturlehre!„ Allerdings! wenn sie so bekannt, so fähig der poetischen Sprache, so reich an Bildern, so anschaulich sind — als die Mythologie; allerdings! So verschwinde jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit: und die Schöpfung eines Newtons, Neuentyts, Swammerdams, Buffons, Reaumurs, Tourneforts, und Hallers trete an die Stelle des Fabel-

krams eines Apollodors, oder Natalis Comes. Aber zu welcher eigentlichen Function soll sie dahintreten? Einzelner Gleichnisse, Bilder halber? Mit Vergnügen erinnere ich mich zwar der seligen Augenblicke, die mir die tiefen Naturgleichnisse eines Hallers, die unerwarteten Arzneigleichnisse eines Witthofs, der fast ganz dieser Welt von Wissenschaften gedichtet, die fast immer ökonomischen Bilder eines Dyers gebracht haben; aber mit Misvergnügen auch der unseligen Augenblicke, die mir die gelehrt seyn sollenden Gleichnisse eines Curtius u. a. erwecket. Blos als Gleichnisse betrachtet, sind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht so des Lichts der Anschauung fähig, oft so schwer poetisch und ohne Kunstsprache auszudrücken: so oft über die Sphäre, des common sense unsrer Zeit, für welchen doch Gedichte geschrieben werden müssen, erhoben: so oft für diesen ohne Commentar dunkel, und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar lesen? endlich weit seltner an die eigentlichen Gegenstände der poetischen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zusammenbringe — und das waren sie blos als Gleichnisse. Gleich-

nisse aber sind höchstens in Lehrgedichten das Wesen der Poesie: Gleichnisse aber sind gewiß nicht der wichtigste Gebrauch der Mythologie: Gleichnisse also machen hier keinen Gegensatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuschung eindringen, sind das Wesen der Dichtkunst, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann sie der Epopee und Heldenoper Maschinen schaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und schönen Natur, mit der charakteristischen Bestandheit, mit der bekannten Anschaulichkeit, mit der Täuschungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohlan! so treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophrastus Paracelsus, und Cornelius Agrippa, die personifirte ganze Naturkunde in die Stelle mythologischer Wesen. Kann sie dem Drama, der pindarischen und horazischen Ode, der Fabel, der Erzählung, der Idylle so viele, so schöne und so reiche Dichtung schaffen, als die Mythologie der alten Dichter dieser Gattungen schuf, so trete sie auf. Hier lasse ich meine Leser mit aller

Gemächlichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunst, und in jeder ihre glücklichen Fictionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuere Dichter, die aus dieser Quelle, es sey auf was Art es wolle, glücklich geschöpft, bis auf unsern lieben warmen Wieland zu — alsdenn überschlage er, ob ihm das alles Naturkunde ersetzen könne, und thue den Ausspruch. Meines Wissens giebt diese einzelne Begriffe, Kenntnisse, Wissenschaft; die Poesie will Geschichte, handlungsvolle Begebenheiten, täuschende Fabeln — welche beyde Ende!

Ich sage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unsre Dichtkunst noch sehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus diesen Wahrheiten und Bildern von einem poetischen Kopfe nicht so glückliche Fictionen geschaffen werden müßten, als ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes witzige Einfälle dichten konnte — aber daß diese mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume mythologischer Dichtungen und Geschichte und Fabeln je gleichkommen, daß sie denselben völlig überley machen könnte, das leugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man, die Natur-

kunde dichterisch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweytens: „neuere Entdeckungen neuer Länder und Welten!" und was haben uns diese für die Dichtkunst entdecken lassen, das der Mythologie gleich gölte? Bäume und Pflanzen? So viel ein indianischer Plinius, ein Rumph, eine Merian u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begriff der Schöpfung Gottes erweitern: so viel Vergnügen und Nutzen man in einem malabarischen Garten finde; so doch das wenigste zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter sind unpoetisch; ihre Gestalt und Unterschied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmaler, kann sie anschauend sinnlich machen. Zudem sind solche brockessche Malereyen ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunst, und was z. E. der Verfasser des Zuckerrohrs poetisches in sein Poem gebracht, ist dem mindsten Theile nach aus der Pflanze selbst gepreßt; es ist Ausschweifung.

So Gegenden? Außerordentlich wilde Gegenden, Wüsten, Gebirge, Wasserfälle sind rührend, aber nur so fern sie bekannte Ideen wecken, die uns schon beywohnen. Ich würde Niagarens Wasserfall in Creuz

nicht so fühlen, wenn ich nicht schon rauschende Wasserfälle kennete, und hier blos meine Begriffe steigen dürften. Schlechthin neue Beschreibungen gewähren also diese Entdeckungen kaum: denn ob der alte Grieche und Römer die Wasserfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über historische Wahrheit erhoben, ist nicht die Frage, nur ob er sie mir täuschend gedichtet? und von ihm also lerne man auch die neuerlicher bekannten Gegenden — Grainger seinen amerikanischen Platzregen, und andre ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach historischen Bildern suche ich in Reisebeschreibungen) und fänden da die meisten solcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beschaffenheit ihres Landes nicht schon Vorbilder? Wie feyerlich ward aus dem Aetna die Werkstatt der Cyklopen, aus der Gegend bey Pozzuolo der Acheron, aus den thessalischen Gegenden die Berge der Musen, aus den Inseln des Möris die elysäischen Felder u.s.w. In Landgemälden mögen wir also neu seyn; im Geiste des poetischen Landmalens, in Dichtungen darüber müssen wir von den Alten lernen. Dazu ist ihre Mythologie: ich sehe sie

also nicht entbehrlich, ich sehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegensatz.

„Vielleicht also neue Thier- und Menschen-Gattungen?“ Gut! aber in die Naturgeschichte gehören diese besser, als in die Poesie; und wenn auch für diese, als Gegenstände, Bildergleichnisse — was trifft dieses die Mythologie zum Gegensatze? Eine Fabel, eine poetische Dichtungslehre ist ja kein Bildersaal griechischer Thiere, Menschen, Pflanzen, Gegenden — beyde heben sich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muster bleiben, in dieser neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegensatz werden, so muß die neuentdeckte Welt uns statt der griechischen eine Gallerie solcher und besserer Fabeln, Geschichte, Dichtungen liefern. Die hottentottische Götterlehre, Kunstbegriffe, Historien, Gedankeneinkleidungen müssen an die Stelle der griechischen treten. Der Pachakamai der Peruaner wird Zevs, der Chemiin der Caraiben wird der große Pan, und der Areskovk der Huronen der schöne Apollo. Statt der schönen Genien der Griechen wollen wir die Hondatkonsonas der Iroquoisen, und statt der edlen, poetischreichen und schönen Fabelverrichtungen der alten homerischen Götter,

ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menschen wollen wir Fratzengeschichte der africanischen Negern — welch ein Tausch! Und Tausch soll doch seyn? die neuentdeckte Welt soll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende griechische Mythologie giebt? Und was giebt diese für die Poesie anders, als Dichtungen, Geschichte, Fabeln, in die poetische Composition gelegt wird, uns zu täuschen, zu vergnügen.

Hätten unserm Verf. richtige und genaue Begriffe vom Wesen der Poesie, und vom wesentlichen Gebrauche der Mythologie in der Dichtkunst der Alten beygewohnt: so würde er sich sein Edikt gegen diese, und seine Vorschläge zur Schadloshaltung jener, selbst erlassen haben. Jetzt rächt sich an ihm Kalliope, wie dort Bacchus am Lykurgus, da dieser seinen Wein ausrotten wollte; sie läßt ihn nämlich die Linie paßiren, und schickt ihn nach Mohren und Malabaren, um, wie ein Orpheus und Homer aus Aegypten zurückzukommen, — der Vater einer neuen Poesie, die seit Griechen und Römer Zeiten nicht gewesen.

Non vsitata, nec tenui ferar
Penna biformis per liquidum aethera

Vates, neque in terris morabor
Longius, inuidiaque maior
Vrbes relinquam: non ego pauperum
Sanguis parentum, non ego — —
Stygia cohibebor vnda.
Iam iam residunt cruribus asperae
Pelles et album mutor in alitem
Superne: nascunturque leves
Per digitos humerosque *plumae*
Iam daedaleo ocyor Icaro
Visam gementis littora Bospori
Styrtesque Getulas canorus
Ales, Hyperboreosque campos
Me Colchus etc. c. Heil zur glücklichen Reise!

Drittens und endlich „Allegorie: a)“ Tugenden und Laster, diese und andre Gemüthsaffecten — wenn ihnen der Dichter Körper beyleget, so wird er theils auf allen Münzen und Edelsteinen, theils in Gedichten, welche finden, die er bequem gebrauchen kann;“ und nun gehts in ein Register.

„Bequem gebrauchen kann?“ Hr. Kloß beliebe zu sagen in welcher Gedichtart? In

a) p. 127. 128. etc.

Epopeen? Nie können da Mes-Dames „Pudicitia, Fertilitas, Fides, Securitas, Copia, Justitia, Veritas, Voluptas, Ira, Discordia, Impudentia, Invidia u. s. w. das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wirken. Es sind Larven allgemeiner Begriffe, denen persönliche Bestandheit, individuelle Bezeichnung, historischer Charakter fehlt, bey denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus sieht, die aus einem Worte, wie jene Prophetinnen, aus hohlem Bauche sprechen, Wortgespenster. Sie geben kein persönliches Interesse, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: sie rühren nicht, sie täuschen nicht: sie zerspringen, wie Wasserblasen.

The earth hath bubbles, as the water has,
And these are of them. Whither are them vanished?

Also in Idyllen, Fabeln, Erzählungen, überall, wo es auf vorgestellte Fiction ankommt? Kaum! und eine lange allegorische Dichtung, ein allegorischer Traum macht mir in sonst vortrefflichen Wochenblättern a), wenn

a) Ich führe nur Eins an, den Rambler, eine Schrift voll Menschenkenntniß, und voll schläfriger Allegorien.

er nicht außerordentlich kurz ist, Kopfschmerzen. Wenn Allegorie Wahrheit einkleiden soll, damit sie mehr einnehme, und stärkern Eindruck mache, so muß sie dieselbe nicht verdecken, und den Augen wegstehlen. Das Frappante, das Außerordentliche im ersten Anblicke der Entwickelung gefällt, nnd läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber seitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geschäfte gemacht; — soll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermuthet erhaschen, sondern zum Tagwerke Blätter klauben, eine ganze Fiction hindurch die allegorischen Masken entkleiden, und bey jedem Zuge neu entkleiden; warum ließ mich, da es hier bloß auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter die Wahrheit nicht nackt sehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Gesuch? Mitten im allegorischen Traume unserer Wochenblätter schlafe ich ein, und vielleicht viele Leser mit mir.

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichnisse, Epigramme, Lieder, Oden — „Bilder und Gleichnisse?“ wohl! und die alte Mythologie ist voll schöner Allegorien! Epigramme? Ein Epigramm ist ein Bon-Mot in der Dicht-

kunst, es gefalle durch seinen Stachel, oder seine außerordentliche Simplicität. Aber Lieder? Oden? Selten können lange durchaus allegorische Lieder und Oden gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir seinen schönen Morpheus, als einen Traumgott, nicht als ein allegorisches Gespenst der Träume, vorstellt. Ich danke es den Dichtern der Freude, und des Amors, daß sie diesem Gotte, dieser Göttinn nicht, als Gespenstern eines abstrakten Begriffes, zu gut allegorisiren, sondern lieber einem Gotte der Liebe, einer Göttinn der Freude zu Ehren singen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von symbolischen Prädicaten, dies eine Reihe von Empfindungen, die einem solchen gedichteten Wesen überhaupt geziemen — ein merklicher Unterschied!

Wenn Hagedorn der Freude singet, bleibet er freilich nicht mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude ist ihm eine Göttinn, der das Vergnügen gefällt, nicht ein allegorisches Gerippe derselben. Er kann also denken, daß sein Lied „dieselbe vergrößere, daß sie das „Glück der Welt, die Kraft der Seele, das „halbe Leben sey; daß sie die Vernunft erhei„tere, u. s. w. „ Prädikate, die der Freu-

de überhaupt zukommen, nicht aber dem personifirten Begriffe derselben, der Freudengöttin, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert nicht dem allegorischen Wortgemälde — —

Ramler hat sein Lied in ein solches Gemälde verändern wollen. Er löschte die Striche aus, die bei der allegorischen Figur nicht Statt fanden; er that neue hinzu, die sie sichtbarer machten. Er gab die Freude Kinder, er machte sie selbst zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, personeller in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parenthese, ehe er diese mit einer andern allegorischen Person, dem Glücke, hätte vermischen lassen; er gebot ihr die Gesellschaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz! er blieb, in jedem Zuge, dem Bilde einer allegorischen Person treu. Hat er das Lied verbessert? Als ein allegorisches Poem, freilich; aber, als ein Gesang der Empfindungen, der Freudengöttinn gesungen, ohne dieselbe ins Stamm- und Wappenbuch zu malen? — kaum! alle, wie mich dünkt, haben Ramlern getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein allegorisches Lehrlied auf die Freude; so wäh-

le ich Ramlern — will ich einen Freudengesang, der Freudengöttinn gesungen, so Hagedorn!

Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl ist der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteristik allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal eine todte Symbole mitten in die Reihe lyrischer Empfindungen hinein stößt, alles, wie Eis, erkältet. Hagedorn singt im Tone des sanftesten Abendvergnügens seinen Morpheus, die Wünsche, das Verlangen seines Herzens: Ramler nimmt eine ägyptische Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die schwarze Hieroglyphe aber schreckt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

Gott der Träume, Kind der Nacht,
Das mit Mohn in Händen
Gaukelnde Gestalten macht — —

Gnug! schön zu einer Devise auf ein Bild des Schlafes, nicht zum lyrischen Gesange, nicht zu einem hagedornischen Liede.

Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstractum dieses Begriffes in allegorische Ge-

stalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der mythologische Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdenn z. E. sind die jacobischen Tändeleien von Einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt; jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt; fade. Alsdenn schrumpft das Reich erotischer Wesen in die wenigen steifen Herrlichkeiten ein, die Hr. Kl. von seinen Gemmen uns vorzählt, und auch die sind nicht ohne mythologische Züge. — — Kurz! wenn Hr. Kl. seine Behauptungen nur halb überdacht, kaum hätte ers sich selbst verantwortet, den mythologischen Achtsbann niederzuschreiben, der alle unsre Dichter aus seiner poetischen Republik treibet. Ich hoffe, die Muse werde dem neuen Plato, für einen so bündigen Reichsschluß, sanfte Ruhe verliehen haben!

10.

Der Rest der homerischen Briefe wird uns, wie ich glaube, den Weg verkürzen.

Hr. Kl. lobte Homer über seine genaue Charakteristik der Helden a); längst bemerkt, bekannt, und besser ins Licht gesetzt.

Hr. Kl. vertheidigt Homer, daß er sich in Kleinigkeiten wiederhole b). Längst vertheidigt, und sonst genauer auf die „Ruhe„punkte seiner epischen Muse,„ und auf eine kleine süße Geschwätzigkeit der Griechen zurück geführt.

Hr. Kl. schweift weit aus über die Nachläßigkeit der Künstler in Nebensachen c). Nichts Neues!

Ueber die edle Nachläßigkeit der Schriftsteller d). Ein Gemische ohne Grundsätze und Bestimmung, das uns erst die weise Simplicität, und die strenge Schönheit im ernestischen Aufsatze e) dieses Inhalts um zehnmal mehr fühlen läßt. Ernesti, in dem Geiste des Cicero, bestimmt, beweiset, schränket ein, macht die edle Nachläßigkeit, die er empfiehlt, liebenswürdig; und da er zu eben der Zeit mit der abgemessensten Sorgfalt spricht:

a) p. 136 — 144. b) p. 144 — 147.
c) p. 148 — 158. d) p. 158 — 188.
e) Ernest. Opusc. philol. critic. p. 126. Die Citation dieses Stücks im Indice des genannten Buchs ist zu corrigiren.

so kommt er dem Misbrauche seiner Lehre zuvor. Unter den Händen unsers Autors wird die liebenswürdige Nachläßigleit zu einer regellosen und unstäten Franchezza, so in seiner Lehre, und so in seinem Beispiele. Vergebens gab ihm die Muse die Gabe des leichten Vortrages, wenn dieser unüberdacht, ohne Plan, Grunde und Ordnung umher schweifet. Keinem prüfenden Leser wird diese leichte Freiheit, „schöne Nachläßigkeit der Alten„ dünken; dem Halbkenner aber, und dem läßigen Schüler, der nur auf solche Lehren wartet, wird sie sowohl im Unterrichte, als Beispiele, verderblich.

Hr. Kl. vergleicht das homerische Bild der Zwietracht mit den Gemälden andrer Dichter a). Ich würde nicht vergleichen wollen, wenn ich die andern Dichter nicht gelesen. Das Bild der Zwietracht in Ariost, in Tasso, und wo weiß ich mehr? insonderheit das klopstocksche große Bild der Religionszwietracht b) sollte nicht vergessen seyn: denn das letzte übertrifft Homer.

Hr. Kl. giebt die Scene von Hektors Tode, und den Klagen über ihn, aus Ho-

a) p. 188 — 223.
b) Viert. Gesang p. 120.

mer a). Ich weiß nicht, wie ich die Gabe nennen soll. Nicht Uebersetzung, nicht freie Ekphrase: weder lateinische Periodenprose, noch homerische Cadenzen; ein widriges, und insonderheit, „in den Bindungen der „Rede," widriges Mittelding, in dem Homer, ohne Stärke und Leben, zerrissen da liegt.

Hr. Kl. giebt uns zu diesen menschlich rührenden Klagen Parallelen, und die bekannte Geschichte des Ugollino in lateinischen Versen b). Nach dem Gradu ad Parnassum sind die Verse schön; mit der meinhardschen Prose verglichen, matt und kraftlos. Die Macht der Simplicität des Italieners; die kurze Wuth des Schmerzes in demselben, bei jedem neuen Anfalle; die rührenden Einschiebsel desselben, die, wie ein einsylbiges Ach! die Rede stören, ist hier in schöne lateinische Verse verflossen, ganz verflossen.

Hr. Kl. giebt den Auftritt der Andromache, und des Astianax mit Parallelen rührender Kinderscenen c). Ich weiß nicht, wer ein Deutscher ist, und die Scene des

a) p. 224 — 232.

b) p. 233 — 51. c) p. 251 — 67.

Benoni im Messias auslassen: ich weiß nicht, wer Kinderscenen parallelisiren, und nichts aus den Trauerspielen der Britten nennen darf. Nicht mit Homers Astyanax, aber wohl mit shakespearschen Scenen konnte Lessings Arabelle verglichen werden, wenn es verglichen seyn sollte.

Hr. Kl. zeigt, daß die Römer oft griechische Dichter und Künstler nachgeahmet a). Zu bekannt!

Daß Homer oft das Stillschweigen sehr glücklich gebraucht b). Die angeführten Beispiele sind nicht gesondert. In einigen ists ein Stillschweigen der Weisheit, in andern der Hoheit, in andern des Affekts; gar nicht alle und jede zu einem und dem nämlichen Zwecke. In einigen ists ein eilfertiges, in andern ein betäubendes, im dritten ein schmerzliches, unaussprechlich schmerzliches Stillschweigen; und endlich ein Zug des Erhabnen. Den letzten hat Moses Mendelssohn entwickelt, und die ersten hätte Hr. Kl. so entwickeln sollen. — —

Das Ende der homerischen Briefe verliert sich völlig im Sande. Der Verfasser bekennet: „er habe geschrieben, was ihm in

a) p. 274. etc. b) p. 271 — 81.

„die Gedanken, und in die Feder gekommen, „daß er ein gutes Gewissen dem Ruhme ge„lehrter Verdienste vorziehe, daß ein andrer „Ausleger Homers freilich auch andre Dinge „über denselben sagen könne: Ego vero quid „habeo, quod me extollam? Voluntas „atque ardor nunquam defuit, sed de„fuere alia a) — —" Nun wie? wenn Hr. Kl. homerische Briefe schreiben wollte, warum, daß er nichts würdigers schrieb? wenn er das Andenken Homers erneuern wollte, warum that er nicht, wie jener Thersagoras bei Lucian, an Homer ein Gebet, ihn würdig schreiben zu lassen? Warum übergab er der Welt seine Scherbensammlung von Meinungen für homerische Briefe?

Als homerische Briefe hat sein Buch, dem Inhalte nach, der eines Theils nicht tief gnug überdacht, andern Theils, gar zu gemein, und auf allen Scheidewegen bekannt ist, und, dem Vortrage nach, der aus einer Parenthese von Materie, levissimus transfuga! in eine andre fällt, und keine erschöpft; in beiden haben die homerischen Briefe vielleicht nur den sicheren Nutzen, Homer durch eine feine Fi-

a) p. 282.

gur, die man Ironie nennt, zu loben. Sie klagen ihn als einen unzeitigen Lacher, an, damit man es desto tiefer bei ihm fühle; alles sey bei ihm an seinem Orte. Sie beschuldigen ihn der Ungeschliffenheit der Sitten seiner Zeit, damit man in diesen die edle Einfalt um so mehr bewundere, liebe, und kennen lerne. Sie fordern ihn vor, daß er dem Leser manchmal beschwerlich falle; und um so fleißiger übe ich mich, die Musik in ihm zu empfinden, die eine Empfindung, wie eine Welle aus der andern hebt, und in eine dritte fort wälzet. Sie loben nur παρεργα an Homer, daß ich das eigentliche Wesen seiner Muse desto inniger verehren lerne. Sie scheinen, ihn nur aus Parallelen fühlen zu wollen; ich liebe d i e Schönheiten in ihm, die sich nicht plenis buccis vergleichen, die sich kaum in Augenschein setzen, kaum in Worte einfassen; aber desto mehr, an ihrem Orte, homerisch empfinden lassen. Sie nehmen seinetwegen Gelegenheit, die Mythologie zu verbannen, und zu verkleinern; ich, die Schönheit, und poetische Congruität der homerischen Mythologie zu beherzigen. Sie halten es für die schönste Nachläßigkeit, vom Hundertsten aufs Tausendste zu kommen; mein Homer immer bei der Stan-

ge zu bleiben — — So will ich Sie zuerst; alsdann den Griechen selbst lesen, und ihm nachher jedesmal ein Stück dieser homerischen Briefe opfern!

— — animamque poetæ
His saltem accumulem donis, & fungar inani
Munere — —

II.

Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1.

Der Verfasser homerischer Briefe bietet mir seine Hand dar a), mich von der Bildsäule des griechischen, zur Statue des römischen Homers zu führen, und mir denselben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Daß dies sein Zweck sey, bezeuget der lange Eingang b) von Klagen, daß man die Alten nicht recht

a) De verecundia Virgilii. v. Klotz. opusc. var. argum. p. 242. &c.

b) p. 242—44.

lese, treibe; sie also auch nicht so lieben könne; als — als Hr. Kl. uns vermuthlich an Virgil zeigen will.

Dazu aber, dazu dünkt mich das klotzische Thema wohl nicht das gewählteste. Noch so genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen schamhaften, keuschen, züchtigen Dichter vorstellen, es kann ihn uns, als einen moralisch reinen Gesellschafter, empfehlen; ob aber deßwegen, als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Gesellschafter? ob, als einen vortrefflichen Poeten, dessen Genie begeistern, dessen poetische Kunst lehren könne? Das sehe ich, im Thema, nicht unmittelbar enthalten. Anmerkungen hierüber werden Ausschweifungen seyn müssen, oder — kurz! die lange Klagenvorrede vom unwürdigen, genielosen, unpoetischen, unangenehmen Gebrauche der Alten, steht nicht an ihrem Orte. Auch das selbst ist ein unpoetischer Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm darauf ausgehe, Zucht und Keuschheit aufzusuchen; nicht sein Genie, seine Kunst, seine poetische Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten seiner Muse, zu betrachten, ists wohl eine würdigere Ocularinspection, ob Virgils Muse auch — eine reine, keusche Jungfer sey? Würdige

Bemühung, aber für fromme Großtanten, und für kunsterfahrne Hebammen würdig, nicht für den entzückten Liebhaber in der ersten Umarmung.

Um aller keuschen Musen und Grazien willen! will ich der Schamlosigkeit der Dichter nicht das Wort reden, und die Schamhaftigkeit der Schriftsteller überhaupt heruntersetzen. Ich wünsche, daß der Geist der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht sagen? des züchtigen Christenthums, sich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Ehrfurcht verläugne, die man der Würde des Publicums schuldig ist — ein Name, der den Meß-Schriftstellern unsrer Zeit beynahe so fremde, utopisch und lächerlich geworden, als er, den Griechen, insonderheit die für Athen, für die Welt und Nachwelt schrieben, ehrwürdig war. Der moralische Geist, mit welchem unser Jahrhundert durchdrungen seyn könnte, sollte uns einen moralischen Verderb, den unsre Schrift stiften könne, wichtiger und gewissenhafter machen, als zehn poetische Schönheiten. — — Dies gilt auch, und noch mehr von Poeten; denn ihr Gift ist süßer, fließt leichter ein, wirkt länger und stärker. — —

Auch will ich das nicht gesagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die moralischen Beschaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur die poetischen Schönheiten ansehen solle: daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend seyn, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechseln könnten. Vor wem soll man mehr Ehrfurcht haben, als vor einer unverdorbenen Jugendseele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge ist man vor den Schranken des schärfsten Publicums. — —

Dies alles an seinen Ort gestellt, ist hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Schaam und Reinigkeit ausgehen? ob der poetische Kunstrichter zuerst ein Zuchtrichter seyn solle? Und das, glaube ich, soll er, vermöge poetischer Zwecke, und des poetischen Gefühls halben, nicht. Ich verstehe Hrn. Kl. nicht, wenn er sagt a): quanta enim stultitia est, ea de se commemorare facinora, quæ si quisquam alius a nobis patrata esse diceret, cœlum commoveremus & terram, injuriamque nobis fieri clamaremus, gravi

a) p. 249.

pœna expiandam, maculamque omni modo delendam noſtræ famæ inuri? Hujus tamen bonæ famæ cur ipſi negligentes ſumus? Denn Hr. Kloß wird doch nicht die bona fama eines Poeten für den Inhalt halten, den er beſinget? Er wird doch nicht Leſſings bona fama darnach beurtheilen, wenn er ſingt:

Es donnert. Ja es donnert ſehr.
Weg mit dem Weine! Was nicht trinken?
Nein, Bruder! nein! der Heuchler Herr
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken u. ſ. w.

Nicht ſeine bona fama daraus beurtheilen, wenn er an ſeiner Angelika nichts auszuſetzen findet, als — —

— — Einen Fehler treff' ich an,
Der alles nichtig macht.
Sie liebet ihren Mann.

Nicht ſeine bona fama daraus beurtheilen, wenn er mit dem Tode capituliret, ein und kein Türke ſeyn möchte, Alexanders Wunſch nachahmet, der Faulheit Loblieder ſinget u. ſ. w. Denn ſonſt, wenn Leſſing Kloß wäre, certe cœlum commoveret & terram, injuriamque ſibi fieri clamaret, gravi pœ-

na expiandam, maculamque omni modo delendam suæ famæ inuri: quod quisquam alius a nobis patrata esse diceret, quæ de nobis facinora ipsi commemorabamus. Unglück genug aber, daß Lessing, Gleim, Uz, Weiße, Gerstenberg, Wieland auf solche bonam famam nicht achteten.

Es wäre doch recht artig, wenn künftig ein Lobredner unsers deutschen Anakreons der bonæ famæ desselben ein solches Ehrendenkmal aus seinen anakreontischen Liederchen erbauen wollte, als Hr. Harles aus einigen sehr charakteristischen Stellen der klotzischen Gedichte, da er sich selbst, als Held, als Freund, als Gelehrter, als Weiser, als Dichter ꝛc. mit dichterischer Offenherzigkeit preiset, sehr ernsthaft und bündig hat errichten wollen a) — — armer Gleim! wehe alsdann deiner bonæ famæ!

„Schon in seiner Jugend, wird der Bio„graph desselben sehr avthentik erzählen: schon „in seiner Jugend zeigte sich in Gleimen der

a) Quod ad animum quidem attinet, aliquoties illius imaginem carminibus intexuit. Nam & in *Opusc. poet. Humana* inquit *fortis subjiciam mihi &c.* p. 172. 73. 74. 75. 76. 77. 78.

„üppige Hang zum weiblichen Geschlechte, „der ihm seine meisten Gedichte nachher ein„gegeben. Als sein Vater ihn die edle Re„chenkunst a) nach Pfunden und Thalern, und „Winspeln und Centnern, und die güldene „Regel-de-Tri lehren wollte, dachte der unar„tige Knabe schon an nichts, als Mädchen. „Nichts sobald lernte er, als spielen, küssen, „und war nachher schamlos gnug, andre in „diese Schule einzuladen, und ihnen dies, als „die erste Lection, anzupreisen b). Seine „Eltern wollten, nach christlicher Zucht und „Ermahnung c), ihn zu etwas Nützlichem „anhalten: seine fromme und christliche Mut„ter bestimmte ihn zum ehrwürdigen Seelsor„ger: sein Vater zum Mediciner; aber nichts „lernte der Knabe. Er bestimmte ihn zum „Advocaten; auch da waren ihm nur die „Händel der Verliebten sein Kram, und wer „weiß, wie manche ungerechte Vertheidigung, „um eines schnöden Lohnes willen —— doch „ein Christ soll nicht lieblos urtheilen. Nur „dauret mich das eigne Geständniß dessen, das „er an sich selbst zu rühmen waget. Sein

a) Gleims Lieder Th. 1. p. 2.
b) p. 23. c) p. 29.

„ganzes Geschäfte a) schlafend, träumend, „wachend, ist an Mädchen denken; ja oft be- „kennet er, habe das Rauschen der Küsse ihn „zum Schlafe einwiegen müssen — wer weiß, „was vorher gegangen? Selbst nicht die schön- „ste Gegend, und die schöne Gesellschaft ei- „nes Kleists war dem Verwöhnten zum Ver- „gnügen nicht gnug ohne seine Doris b): „denn an dieser, und am Weine hing sein „Herz und seine Seele. In solcher Denkart „ist es nicht zu bewundern, daß ihm inson- „derheit die Diener Gottes im Wege sind c): „denn die werden zu seiner Ueppigkeit nicht „stille geschwiegen haben; aber der Wollü- „stige suchte sich lieber zu verhärten. Sein „böses Gewissen mag ihm wohl zuweilen zu- „gesetzt haben; aber er entschlägt sich dem Ge- „schrei desselben; er spottet über Hölle und „Teufel d); er scherzt mit dem Tode e), wird „aber seinen Spott unter den Händen dessel- „ben theuer gnug haben bezahlen müssen. Er „verlacht den Eifer der Gottesgelehrten, und „hat sich eine Moral von Lebenspflichten f) „gezimmert, die atheistisch, gottlos, und der

a) p. 16. b) p. 3. c) p. 3. d) p. 3. e) p. 19. f) p. 39. Im Ernste weiß ich

ganzen menschlichen Gesellschaft schädlich ist, und die wir anführen wollten, wenn wir es nicht für unsre Christenpflicht hielten, uns fremder Sünden nicht theilhaftig zu machen. Ja, wenn doch nur die blühenden Jahre unsers gefährlichen Schriftstellers mit solchen Tändeleyen fort gegangen wären; nun aber wählt er sich noch u. s. w. — —

BONAE. FAMAE. POETAE
FRIDERICI. GVILIELMI. GLEIMI
HOC. MONVMENTVM
AD. REGVLAM. POETICO. CRITICAM
VIRI. PERILLVSTRIS
CHRISTIANI ADOLPHI KLOTZI
POSVIT, A.

Gewiß! so wenig sich Bruder Yorik auf die casuistischen Streitfragen seines Didius, und auf die Subtilitäten des alten Grüblers Shandy verstehen wollte: so unlieb will ich bey

daß ein sehr erbaulicher Schriftsteller sich über die Worte:

Soll ich mir den Himmel wünschen?
Nein! dann wünscht' ich ja zu sterben!

recht fromm geärgert, und sich gegen die Neckereyen mit dem Tode auch in seinen bloßen Todesschriften oft gnug erkläret.

meinem Worte gehalten seyn, um jeder kleinen Schnurre von Gedichten ihre Moral und Keuschheit vorzuzeichnen, es bey dem frommen Wieland auszumessen und auszuwägen, wie viel Grade christliche Zucht in seinen komischen Erzählungen, oder, wie viel Quentchen unschuldige Einfalt in Rosts Schäferstunden enthalten seyn mögen. Der Letzte ist gestorben, aber den bösen Wieland, Uz, Gleim und Lessing empfehle ich zur frühzeitigen Büßung und Bekehrung, bey Hrn. Klotz a) die Todesangst, und die reuige Palinodie eines Campans, den bußfertigen letzten Wunsch des La-Fontaine, das schreckliche Ende der lüderlichen Leute Regnier und Grecourt, und die scharfe Epanorthose des Beichtvaters Young zu lesen, und thränendwäßrige Bußlieder, oder bis zum Gähnen erbauliche Kirchengesänge, als Opfer — doch ich bin ja kein Casuiste.

Alle rührende Todesfälle und Bußgedanken übergangen, nehme ich bey Herr Klotzen nur Eins in Anspruch, daß die bona fama ehrlicher Dichter nicht nach ihren Gesängen beurtheilt werden müsse, daß sie seit ewiger Zeit das Privilegium von ihrem Lügengott Apollo

a) p. 151 — 153.

empfangen, Dinge von sich selbst sagen zu können, die ihnen kein andrer, der bonae famae wegen, nachsagen darf: und daß man ihnen, diesen leichtsinnigen Schleuderern von Einfällen, eben nicht durchaus den Rücksprung wehren dürfe, den Teucer hinter den Schild Ajax nahm: castum decet esse poetam, versus etc., daß es wenigstens immer einen wesentlichen Unterschied zwischen der Sittlichkeit der Verse und des Lebens gebe u. s. w. Wer mit diesen Rettungen nicht zufrieden ist, wende sich an das Archiv des Apollo, wo er das Original des Privilegiums findet.

Ich rede als Privatleser fort. Dichter, als Dichter, macht sich anheischig, uns auf eine oder die andre Art mit einer Fiction zu täuschen, täuschend zu vergnügen, dies ist sein Gesetz: Und dahin streben auch seine Zwecke, er mag Charaktere schildern, oder die Fabel dichten, oder die Rede bestimmen, oder selbst reden: Und dahin aus soll er auch beurtheilet und gelesen werden. Nehmet ihr denn, kann er sagen, mein Gedicht zur Hand, um Beichtväter meines Lebens abzugeben, um meine Zucht- und Ehrenwärter, oder um meine poetischen Leser zu seyn? Wie, wenn ihr das erste wollet, warum blättert ihr lieber nicht in Henkels

letzten Stunden, und traget dahin, außer andern Beyspielen, auch das Ende bußfertiger Schriftsteller; eines an Leib und Seele kranken Campanus, eines Fontaine, aus dem seine Pflegerinn, geschweige sein letzter Gewissensrath, machen konnte, was er wollte? Woher, daß ich euer Erbauungsstifter seyn soll, da ich mich gegen euch zu nichts verstanden, als euch durch meine Fabel, durch mein Drama, durch die Sitten meiner Personen, durch meine eigne Reden, zu — täuschen? Wollet ihr eure Seele diesem illusorischen Reize nicht öffnen; so schlaget mein Buch zu; wir sind keine Leute für einander; an mich habt ihr kein mehreres Recht, als ich euch gebe, nämlich daß ich euch mit Dichtungen in Traum setzen, nicht daß ich euch wachend lehren wollte. Auf unmittelbare Moralen, trocken und schläfrig, wie ihr selbst, kommt bey mir nicht zu Tische: wenn ihr euch meine lasterhaften Charaktere, meine Tändeleyen moralisch merken wollt, so thuts nicht um darnach zu handeln, sondern um sie zu erkennen. Gewöhnet euch, aus meinem leichtsinnigen und scherzhaften Geschwätze nur immer dazu, auch in schwatzhaften Auftritten dieser Art, wo sie euch wirklich im Leben erscheinen, Geschmack zu beweisen.

sie auch hinter ihren Masken nicht zu verkennen, und euer Urtheil schon längsther darüber sicher zu haben — Nutzen gnug von meinem Geschwätze. In meinem Buche könnt ihr immer ohne Kosten der Unschuld lachen; nur müsset ihr mich weder im Bösen noch im Guten, zuerst und vorzüglich für Etwas nehmen wollen, was ich nicht bin — Sittenlehrer durch Vorschrift oder Beyspiele. Virgil ist ein epischer Dichter, kein Custos des sechsten Gebots.

Ich will nicht sagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verspotten, oder geringschätzig machen wollte: sie bleibt schätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf sie, als auf Hauptaugenmerk ausgehen, kann keine poetische Leser desselben bilden, zeigt keinen poetischen Leser desselben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines blos poetischen Lesens völlig. Fromm mag sie seyn, aber auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bey Dichtern dergestalt einen Kundschafter der Ehrbarkeit abzugeben, sonst wird er kein poetischer Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! „Die Tugend, sagt der Landpriester von Wakefield, die immer und immer eine

Schildwache nöthig hat, ist kaum der Schildwache werth!" — —

2.

Jener frug: was ist Wahrheit? und ich werde wohl sehr weitläuftig, was Schamhaftigkeit sey? fragen müssen, da Hr. Kloß nicht etwa über die persönliche Schamhaftigkeit Virgils allein, sondern auch und insonderheit über die Schamhaftigkeit, die in seinen Gedichten herrscht, spricht, und mit Allgemeinsätzen auf so viel andre schamhafte und schamlose Griechen und Römer beyan zieht, daß mir über das weite Thema Angst und bange wird. Man erlaube mir also, mich auf eine Besichtigung der Schamglieder so vieler Schriftsteller, aus verschiedenen Zeiten und Völkern und Gattungen, zum Voraus mit der Frage zu wapnen: „worinn die Schamhaftigkeit überhaupt bestehe? wie sie sich einzeln äußere?"

In keiner Aeußerung ist die Scham wohl menschlicher und in unserm Wesen profunder, als wenn sie ein Schleyer wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rousseau mag untersuchen, wenn der Mensch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender Mensch gewor-

den; seitdem er ein aufrechtgehender Mensch ist, so scheint dem Triebe der Liebe ein andrer Trieb zum Gesellschafter gegeben zu seyn, der heißt Schaam; insonderheit beym schwächern Geschlechte. Selbst an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, so ist doch selbst bey menschlichen Thieren, den Wilden, die natürlichste Handlung des Geschlechts nicht ohne diese Hülle; und man könnte vielleicht Wahrscheinlichkeiten angeben, warum sie darohne nicht seyn durfte? Vielleicht ist bey Menschen der erste Trieb weniger Instinkt, weniger Naturzug, als bey Thieren; daß er also durch den Reiz eines Triumphs, durch kleine zu übersteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Schaam verstärkt werden mußte. Vielleicht war, insonderheit beym schwächern Geschlechte, dieser Schleyer nöthig, weil in ihm, wie im Schleyer der Venus bey Homer, die Liebe, der Reiz, und das Verlangen wohneten, weil er ein Band seyn sollte, Jupiter so an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno sonst, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldnen Kette Jupiters hing: vielleicht würde ohne diesen Vorhang wiederum der Trieb des andern Geschlechts, so wie die übrigen, nicht in den

Schranken des Bedürfnisses bleiben, und denn, mehr als alle übrige, das Menschengeschlecht zu Grunde richten — Vielleicht sey Vielleicht: die Folge selbst ist gewiß: die Natur gab aus weisen Ursachen der Göttinn Genethyllis eine Vorgängerinn:

— — die wohlbewachte Schaam
Die Jüngste der Charitinnen.

Worte eines Weltweisen (dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben,) dünken mich hierüber so neugesagt, und doch so altmenschlich empfunden, daß meine Leser ihn gerne statt meiner hören werden a). „Die Schamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, so wohl einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist, und indem sie den Ruf der Natur vor sich hat, sich immer mit guten sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig: denn es giebt keinen Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimnißvollen Vor-

a) Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. p. 61 — 65.

hang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu gemeine Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel, oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse, in Ansehung der Endabsichten eines Triebes, worauf die feinsten und lebhaftesten Neigungen der menschlichen Natur gepfropft sind. Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlecht vorzüglich eigen, und ihm sehr anständig. Es ist auch eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man Zoten nennet, die zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen zu setzen. Weil indessen, man mag nun um das Geheimniß so weit herumgehen, als man immer will, die Geschlecterneigung doch allen übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauenzimmer, immer als ein Frauenzimmer der angenehme Gegenstand einer wohlgesitteten Unterhaltung ist, so möchte daraus vielleicht zu erklären seyn, warum sonst artige Mannspersonen sich bisweilen die Freyheit nehmen, durch den kleinen Muthwillen ihrer Scherze einige feine Anspielungen durchscheinen zu lassen, welche machen, daß man sie lose oder schalkhaft nennet, und wo, indem sie weder durch ausspähende Blicke

beleidigen, noch die Achtung zu verletzen gedenken, glauben, berechtigt zu seyn, die Person, die es mit unwilliger und spröder Miene aufnimmt, eine Ehrbarkeitspedantinn zu nennen. Ich führe dieses nur an, weil es gemeiniglich als ein etwas kühner Zug vom schönen Umgange angesehen wird, auch in der That von jeher viel Witz ist darauf verschwendet worden; was aber das Urtheil nach moralischer Strenge anlangt, so gehöret das nicht hieher, da ich in der Empfindung des Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und zu erläutern habe."

Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und unterscheidend, daß ich sie auf der Bahn meines Zweckes als ein würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünsche. — Es giebt sich also die Frage; wie fern und worinn die Schamhaftigkeit eines Schriftstellers sich äußern solle?

Hr. Klotz antwortete für seinen epischen Poeten: darinn, daß der Inhalt seines Gedichts sorgfältig ausgewählt, daß wenn in demselben Dinge vorkommen, die nackt gesagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit seiner Leser schone, daß er das κακόφατον, daß ist, Ausdrücke, die zweideutig

scheinen können, vermeide. — man sieht, daß mit diesem Fachwerke noch nichts gesagt ist, daß dahinein erst Realien kommen müssen, ehe man urtheilen könnte. Da fängt Hr. Klotz zum Unglück am unrechten Ende, vom κακοφατὸν, an. a)

Das κακοφατὸν ist nach Quintilianus Beschreibung b), si mala consuetudine in obscoenum intellectum sermo detortus est: und nun sage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volks? wie es die erste Probe von der Schamhaftigkeit eines Schriftstellers, eines Poeten, seyn könne? Ein Volk, das in den Gränzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird sich nicht einfallen lassen, diesen und jenen Ausdruck auf einen obscönen Sinn mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longissime ab obscoenitate absunt, occasionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom κακοφατὸν wissen. So z. E. die biblischen Dichter in ihren Zeiten der unschuldigen Einfalt: so die alten Griechen; so nach den Beispielen eben des Quintilianus,

a) p. 254.
b) Instit. orator. VIII. 3;

die alten Römer. Ihr Sallustius dachte daran nicht, daß eine spätere üppige Zeit sein ductare exercitus und patrare bellum obscön verstehen würde: er sagte es sancte et religiose: er begieng also ein κακοφατον. Wer war nun ehrbarer, der es begieng, ohne daß ers wollte, oder der es zuerst zum κακοφατον machte, der die Bedeutung desselben obscön verdrehete, der den Ausdruck nothzüchtigte? Ohne Bedenken, der letzte! und eben das Volk, der Schriftsteller ist der ehrbarste, der von keinem κακοφατον weiß — gerade das Widerspiel, als was Herr Klotz behauptet.

Wie gutherzig ist nun die Bewunderung unsrers Schriftstellers, der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Witze seiner Zeit, Lüderlichkeiten zu finden, selbst nicht ohne Widerwillen giebt, ausruft: „Tantum in Romanis verecundiae studi„um! tam diligentes castis auribus beper„cerunt!„ — Scilicet! Als wenn deßwegen die französische Nation und Sprache die züchtigste Matrone wäre, weil sie einen Ueberfluß solcher Anständigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder Ausdruck sehr sorgfältig, und nach der neuesten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarste, ernsthafteste Mensch jeden Au-

genblick in die Verlegenheit kommt, eine Gesellschaft Zweideutigkeitenkrämer lachen zu machen! Als wenn sich diese Sprache an Zucht und Ehrbarkeit so hoch heraufgeschwungen, als jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftsteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anstößige und niedrige Ausdrücke zu finden, lesen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt! wird einst ein künftiger Klotz des neunzehnten Jahrhunderts sagen können.

Ich will den Unterschied ins Licht setzen. Zur Zeit einer einfältigen Unschuld hat jede Sache, die genannt werden soll, einen Namen, und das ist ihr Name. Darf die Sache nicht genannt werden: gut! so wird von selbst der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieser? Michaelis, dieser Philolog von sehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilsspruch über sie gefället, daß sie deßwegen Leute ohne Ehrbarkeit und Schaam wären: denn bei ihnen waren einmal solche

Redarten, Gleichnisse, Worte, insonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eifersucht nichts Schändliches. Schlimm genug! wird man sagen; meinetwegen! schlimm genug! aber wenn eine solche freie Offenheit keinen weitern Nutzen hätte, so wäre es der, daß neben ihr keine feine Zweideutigkeiten in der Sprache statt fänden. Wie sollte ein Volk schmeichelnde Feinde, verlarvte Freunde, listige Diebe brauchen, das sich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeit nichts machet? und wie sollte eine Sprache ein geheimes feines κακοφατον sorgfältig zu verhüten haben, da es kein offenbares κακοφατον hat, da es in den Schranken seiner Naturbedürfnisse jedes nennet, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verstehen wollen, als was der andere sagt, er hätte ja, wenn dieser mehr hätte sagen wollen, es gerade aus gesagt!

Es versteht sich, daß ein solcher Zeitpunkt der offenen Natursprache Freiheiten haben müsse, die eine spätere Zeit „Unanständigkeiten„ nennen kann. Sie nenne sie so; nur sie nenne sie nicht so in ältern unverholnern Zeiten, wo man von der Regelnschaam des Dekorum noch nicht so viel wußte. Ich

bleibe bei einem mißbrauchten Beispiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Ansehung des Anständigen; und wie anders, wenn er aus seinem Kopfe urtheilen wollte, als daß er für diesen sprechen mußte a).

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an seine Helena thut; und mir, wenn ich eine Iliade schreiben sollte, mißfällt die Stelle so wenig, daß ich dem Griechen die unschuldige Einfalt seiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling ist Paris dem Zweikampf entronnen: unrühmlich ward er unsichtbar: seine Beschützerinn Venus mußte ihn den Händen seines streitbaren Gegners, Menelaus, entnehmen. Nicht gnug! sie muß ihm für seine Stunde der feigen Angst im Zweigefechte so gleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena schenken: Helena muß sich zu einer so ungelegnen Zeit zu einer Schäferstunde mit dem bequemen, der sie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit desselben nicht hatte Stand halten können, den sie in Absicht auf männliche Streitbarkeit verachten mußte. Ein solcher macht ihr jetzt den Liebesantrag —

a) p. 264.

wie charakteristisch! wie malend! a) — Der wohllüstige Ehebrecher steht uns vor Augen, der Menelaus sein schönes Weib entwenden, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der sogleich wieder in den Armen der Helena seinen Ort suchen konnte — das ist Paris! Wir lassen den weiblichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattinn, und kehren mit Verachtung seiner zu der Armee zurück, wo man ihn sucht, und nicht findet! wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da sei, wo er ist. Homer schließt seinen Gesang.

Wenn Homer für unsere Zeiten gesungen; freilich! so hätte er sich aus dem anständigen: non probo! eines ehrbaren Kunstrichters, was machen, oder nicht machen sollen; was geht es mich an? Aber jetzt, zu seiner Zeit auf eine so simple unschuldige Art, als ers erzählet: nein! da finde ich keine Spur von Anstößigen, Unehrbaren, Schamlosen: nichts, was die Ehrbarkeit seiner Zuhörer verletzt,

a) Daß ich nicht der Erste bin, der das in Homer findet, mag Maximus Tyrius zeigen, der in seiner zweiten Rede von der Sokratischen Liebe die Liebesepisoden in Homer genau und charaktermäßig claßificirt.

und die Wangen seiner epischen Muse mit Schamröthe färben darf: nichts, als einen sehr charakterisirenden Zug des Paris. Soll ich ihn in galante Busenversuche eines französischen Abbe, soll ich das Betragen der Helena in züchtige Agácerien einer spröden Schönen verwandeln? Soll die fromme unschuldige Erzählung Homers ein sinnreiches: ich sage wohl nichts; aber ich will es sagen: ich merke! werden? Der ganze Zweck Homers, Paris und Helena uns im fortgehenden Strome seiner Epopee zu schildern, ist weg: nun ists ein artiges κακοφατον geworden. Bei Homer aber in einer Zeit, wo es kein κακοφατον war, die Sache selbst anständig zu nennen, bedurfte man kein κακοφατον, etwas anders dagegen zu nennen, und doch das Unehrbare zu verstehen: kurz! der ungalante Paris hat wenigstens keine züchtige Zweideutigkeiten nöthig. Ich sage, statt eines anständigen non probo! ein wahrhaftig ehrbares: haud equidem miror, invideo magis!

Lassen sich aber die Zeiten ändern: es fange das ganz andre Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anstand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verstehen: Dinge, die man auch ohne Neckerei und Zoten

sagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dürfen, und endlich nicht zu nennen wissen. Durch einen allgemeinen Reichsschluß auf dem Reichstage der Ehrbarkeit wurden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen; nicht aber darum auch die Sachen selbst für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeschaffet, solche namenlose Sachen um so lieber nennen, und da man sie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anstandes weggebannet, und dem Pöbel überlassen; zwanzig Umschreibungen aber, funfzig verblümte Redarten, und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß gesittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig! meinetwegen! so züchtig, das Crebillonsche Romane alle mögliche Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lüsternen Täuschungen, durch die, wie durch einen leichten Flor die üppigen Reize blos durchschimmern, uns alle Scenen und Akte der Unehrbarkeit sehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings so üblich, daß wer die neueste Verdrehung dieses oder des Ausdrucks,

das Unglück hat, nicht zu verstehen, nach allen Gesetzen des Ueblichen, nach der neuesten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth', der ernsthafteste Zotenreißer zu werden. Gesittet? so gesittet, daß man mit dem Sittsamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beschämen, alle Musen und Grazien der wahren Sittsamkeit erröthend machen kann! Das sind die artigen Früchte des löblichen κακοφατου! Tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt!

Quintilian selbst redet in der angezogenen Stelle, gegen die Sucht, κακοφατα zu finden, offenbar. Er nennet sie ein Verdrehen, ein Verderben der Rede; er setzt, wenn die üppigen Römer seiner Zeit, das was ein alter Schriftsteller sancte et religiose gesagt hatte, auf einen unehrbaren Sinn zogen, sein spottendes si diis placet! dazu: er wirft die Schuld auf die Lesenden solcher Art, daß sie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei solcher schamlosen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar seyn werde! er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er blos aus Noth nachgeben müsse, „quatenus verba honesta moribus perdidimus

„et evincentibus vitiis cedendum est.“ Er hat also wahrscheinlich nicht daran gedacht, daß hinter sein scheltendes: quod si recipias, nil loqui tutum est! ein ehrbarer Klotz des achtzehnten Jahrhunderts die frommen Seufzer: tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt! im Ernste nachseufzen, und solche Verecundia mit allem Ernste zum ersten Stücke der virgilianischen Keuschheit machen werde. Keusche Römerohren! artiges Jungfernlob auf Virgil! Das wenigste, das Hr. Klotz gestehen wird, daß er Quintilian nicht verstanden, und das wahre Wesen der Schamhaftigkeit wohl nicht überdacht habe.

3.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an; sondern von Gedanken; und von welchen? Ich sehe, daß Hr. Kl. mich in zu tiefe Gelehrsamkeit, in zu bunte Philosophie führe; ich will lieber auf dem ebnen Stege der Natur bleiben. Nur gebe die Göttinn, deren Wesen ich untersuche, daß, indem ichs untersuche, ich nicht selbst ihren Altar entweihe!

Zuerst: womit ist die Schamhaftigkeit

natürlicher gesellet, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward sie von der Natur, als Schwester, als Gesellinn, als Aufseherinn, mitgegeben, an deren Hand sie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derselben so sehr befördert. Nichts ziert die Liebesgöttinn so sehr, als die Farbe der Unschuld, sanfte Schamröthe, die in sich geschmiegete Mine der bescheidnen Einfalt. Wenn also unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgestellt zu werden; so ist die Schamhaftigkeit dazu die Erste. Sie ist der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geschlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menschheit bestimmte: sie ist also eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, sagt das arabische Sprichwort, ist eine Speise ohne Salz: und noch füglicher könnte dies Sprichwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Schaam ist nicht Liebe mehr; sie ist Ekel. Nichts ekelhafters in der Welt, als eine förmliche Exposition der Liebe.

Wenn dies in der Natur, bei einer so nothwendigen, und für das menschliche Geschlecht unentbehrlichen Neigung, Staat findet: wie weit mehr in Worten! in Worten

an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem schamlosen Bilde; sie verwandeln sich in Ekel! Homer, in seiner Beschreibung der zweiten Brautnacht a) zwischen Jupiter und Juno, mag alle Annehmlichkeiten, die sich vor Augen legen lassen, zeigen: die hohe Gestalt, den Schmuck, die Pracht der Königinn des Himmels: alle Grazien und Reize im Gürtel der Venus: alle Empfindungen der Liebe, und des Verlangens im Herzen Jupiters — aber nun? decke sie die himmlische Wolke! Da liegt sie in den Armen des höchsten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schooße der Erde hervor; das himmlische Paar selbst aber umschattete die goldne Wolke, daß selbst die allsehende Sonne sie nicht erblicke! So dichtet Homer; und ich sehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß —

Zunächst äußert sich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile unsers Körpers, die unsre Sprache, zum Theile schon mit dem Namen der Tugend selbst

a) Iliad. Ξ v. 346.

bezeichnet. Ich sage: zunächst; aber absteigend zunächst; denn es ist unstreitig, daß diese Gattung von Schamhaftigkeit nicht schon allein von der Natur, sondern auch von der Politesse, Gesetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieses und jenes Wort recht gelegentlich und schamlos stehen; nur aber nicht so gelegentlich in offenbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß, in Werken des Vergnügens, und der Gesellschaft. Seitdem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden: seitdem haben auch einige Namen, gleichsam verdeckt, selten werden müssen; und, mit der Zeit, sind sie gar unsichtbar geworden. Mit dem Unterschiede, daß, wo sie unsichtbar seyn konnten, weil sie nicht genannt werden durften: da war ihr Verschwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo sie aber genannt werden müssen, und doch nicht genannt werden durften; da war ihre Unehrbarkeit eine gesellschaftliche Verabredung; ein Vertrag der höchsten Politesse.

Noch offenbarer sind andre Verabredungen, die immer heißen könnten, wie sie wollten; nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit sollten sie eigentlich nicht heißen. Dies

sind alle Beleidigungen des gesellschaftlichen Wohlstandes, wo man eine Art von Verweise befürchtet, oder sich selbst giebt. Ein Kind hält seine Kleider schmutzig, seine Strümpfe nachläßig, seine Haare unordentlich. „Schäme dich!" ist der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, insonderheit das Mädchen, lernt sich im Ernste schämen. Es lernt, sich schämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag solche Schaam nicht in ihm. Sie lernte sie blos aus dem Worte: von da stieg sie ins Ohr, in die Seele, und zur Gesellschaft auch auf die Wangen: mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung selbst geläufig. An sich immer ein gesellschaftlich nothwendiger Begriff, eine gesellschaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man sie immer lieber ein erworbnes Gefühl des geselligen Anstandes; oder soll sie ja Schaam heißen, so mag man sie, als eine gesellschaftlich formirte Schamempfindung, betrachten, mit dem Gefühle in uns, so wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht Einerlei.

Unser Sprachgebrauch, und, was noch ärger ist, unsre gemeine Erziehung verwechselt sie: man lernt, sich von Jugend auf über

eine widrige Wahl der Kleidungsfarben, über unmodische Stücke des Anputzes, über mißrathne Komplimente schämen, bis zur Röthe schämen, sich schämen, als ob uns die Steine auszulachen schienen; aber wie lange hat man schon die Kunst in die Stelle der Natur gesetzt, und menschliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben? Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbkluge Spötter gegeben, die, da sie Etwas in solchen Sachen menschlich verabredet, gesellschaftlich eingerichtet fanden; endlich alles im Menschen für menschlich verabredet, für willkürlich eingepflanzet, hielten. Sie bestürmten also auch die heiligen Gesetze der Natur: sie entweiheten also auch den Altar der liebenswürdigsten Tugend Schamhaftigkeit: ja sie, die frechsten Cyniker, und der Pöbel der Epikureer baueten endlich der Unverschämtheit selbst Altäre. Wenn die Vermischung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieser Empfindung also weit abführen kann: ich dächte, so könnte doch der Philosoph frei unterscheiden dürfen, und das Gesetz des Aristoteles anwenden: den Jünglingen macht Schamhaftigkeit Ehre, den lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre also fort.

Die künstliche gesellschaftliche Schamhaftigkeit kann sich verschieden äußern: in der Sorgfalt, seinen Körper zu produciren: „Reinlichkeit, Anstand, u. s. w." in hundert Gebärden, Worten, Stellungen, Thaten, die als artig, als schön, verabredet sind: da wollen wir sie „Anständigkeiten, Artigkeiten" nennen: gnug! sie sind gesellschaftlich gebildet. Die Empfindung darüber stieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, sondern erst aus eingepflanzten Begriffen ins Herz hinein: es richtet sich also nach diesen eingepflanzten Begriffen. Da sie von der Kunst, man nenne diese Erziehung, oder Lebensart, oder Stuffe der Cultur, oder Geschmack, sich zu betragen, oder Politesse, oder Galanterie, oder wie man wolle — Ich sage, da sie von der Kunst einer Gesellschaft Gesetze empfängt, so hat sie sich auch immer nach der Beschaffenheit, nach dem Tone der Gesellschaft, nach Zeitalter, Nation, u. s. w. gestimmet. Sie ist ein Kind der Mode, und also veränderlich, wie der Geist ihrer Mutter. Jetzt wird sie in dieser Kleidertracht, in diesem Ausdrucke, in dieser Stellung beschämt, in welcher sie kurz voraus nicht beschämt ward, und bald hernach nicht mehr beschämt wird. In dieser Gesellschaft

wird die deutsche Sprache, in jener die deutsche Ehrlichkeit, in dieser der französische Wind, in jener die französische Sprache, wechselsweise lächerlich und beschämend, oder anständig. Wer sich in solchen Sachen mit Anständigkeiten brüsten kann, wird sich auch über solche Unanständigkeiten beschämen lassen. Die Scham ist hier ein Geschöpf des Wahns der Menschen, und muß sich also durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterscheidung nöthig. Wie diese gesellschaftlich formirte Scham nicht eigentlich ein Geschöpf der Natur ist; so ist sie auch nicht mit Tugend einerlei: sie ist von der moralischen Scham völlig verschieden. Als jener Spötter vom Parterr herauf rief: „An diesen Damen ist nichts so keusch, „als die Ohren!" so mag man ihn immer unverschämt, sündigend gegen die Gesetze des gesellschaftlichen Anstandes haben erkennen können: so unwahr, so gerade gegen moralische Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: wie? Unverschämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keusch seyn? und das der Anständigkeit wegen! so hätte er erwiedern dürfen: und, eben der Anständigkeit wegen, darf da an eben derselben

Dame wohl nothwendig Alles so keusch seyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht seyn könnte, sondern seyn müßte: als wenn die bürgerliche, schon die moralische Schamhaftigkeit wäre, und das ist sie nicht! Die moralische Schamhaftigkeit vor Einem Laster, als Laster, ist ganz etwas Anders!

Oft scheinen sie sich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, so, daß die Eine die Andre unnöthig zu machen glaubt. Da die politische Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: so läßt man sich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdenn um so mehr auf den Schein erpicht seyn wird, je weniger man das Wesen hat. Wer mit gefärbtem Glase, wie mit Edelgesteinen, prangen darf, wird diese um so mehr aufputzen, sie um so mehr zur Schau stellen, und wehe dem! der alsdenn nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, desto mehr wird man sich vielleicht im Kanzleistyle dieser Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, desto mehr vielleicht die Keuschheit seines Ohrs schonen, desto ekler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; desto eher nach Zweideutigkeiten haschen. Wer diese am besten kennet, wer

diese in einer Gesellschaft zuerst, und vielleicht einzig und allein, aufmerkt, und darüber anständig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anständig ist dieser schamhafte Unwille, ob aber auch deßwegen wirklich und nothwendig, eine Schamröthe der unwissenden Unschuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe blos den Unterschied der Begriffe, zwischen Naturempfindung, gesellschaftlicher und moralischer Scham entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambisirte, mein Gesicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung will ich die Naturempfindung nicht mit Coquetterie, und die schönste der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferinn der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantinn verwechselt haben. Vielleicht sind Leser, die auch die erste von dreien für einen Gesellschaftstrieb halten, denen widerspreche ich nicht; sie ist aber alsdenn wenigstens ein Zögling der menschlichen, nicht blos bürgerlichen, nicht blos artigen Gesellschaft: sie ist näher unsrer Natur; und das nur habe ich sagen wollen.

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir diese Göttinnen der Schamhaftigkeit einigermaßen von Gesichte, oder nach ihren Hüllen wenigstens haben unterscheiden gelernet, uns nach ihnen unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern, umsehen würden: wie sie da erschienen? — Mich dünkt, ohne Voraussetzungen hierüber läßt sich kaum von der Schamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgestorbenen Zeit, oder gar fremder Völker, abgestorbner Zeiten reden; noch weniger lassen sie sich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schamzeit beurtheilen. — Ich wage mich also an einen historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker — nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schamhistorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Scham die Führerinn ihrer Tugenden ist, wie Diana bei Virgil ihrer Oreaden: wenn, nach der weiblichen Moral, Scham und Zucht vorzüglich Tugend heißet, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: so wird man diese Empfindung auch eigentlich da wirken sehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geschlecht mit uns einerlei Gewicht in die Schale legt, um den

Ton der Liebe zu bestimmen. Dies ist in den despotischen Morgenländern, wo die Weiberharems Behältnisse von Sclavinnen sind, nicht. Hier ist nur der Schleyer, und das Schloß das Siegel der Schamhaftigkeit: nur die schwarzen Verschnittenen die eigentlichen Zuchtmeister, und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serails die Grenze der Keuschheit. Da mit dieser Extremität, so gut der Keuschheit, als der Unkeuschheit, ihre Sphäre zu wirken benommen wird: da der Schleyer, und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um so mehr erhitzen, so muß natürlich auch die Scham, je mehr sie äußerlich bewacht wird, um so mehr vor dem entfliehen, der sie bewachen ließ, und so kann es kommen, daß oft das schamhafte Geschlecht das schamlose heißen könnte. Da es vermöge seiner Natur zuerst, und am stärksten, und am längsten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man diesen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich sage nur so viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört: da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine Einflüsse in den Ton des

Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen. Und da nun die Schamhaftigkeit, ich sage damit eben nicht, die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend seyn sollte, um vielleicht, (doch was geht mich dies Vielleicht an:) so wird man sich in einer bloßen Mannsgesellschaft eine gewisse Offenheit nicht verübeln, die immer Unbescheidenheit hieße, wenn beyde Geschlechter in gleichem Maaße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Gränzen des züchtigen Anstandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftigkeit wird nicht mehr, als eine wahrhafte männliche Bescheidung, seyn dürfen, und also auch keine Grazie der Weiblichkeit seyn wollen. Das ist der erste Unterschied, der sich eräugen kann.

Ein englischer Weltweiser erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich gesellschaftlichen, bürgerlichen Scham redet, meine Gedanken: „Unter den Alten, sagt Hume a), ward der Charakter des schönen Geschlechts für durchhin häuslich gehalten: sie wurden nicht, als ein Theil der politen Welt, oder der guten Gesellschaft, gehalten. Dies

a) Essays and Treatises of several Subjects. Vol. I. Essai XVII. p. 192.

vielleicht ist die wahre Ursache, warum die Alten uns kein einziges Stück der Plaisanterie hinterlassen, das vortrefflich wäre u. s. w." Ich nehme hier seine Worte noch allgemeiner, als daß sie für, oder gegen die Galanterie entscheiden sollten; sie sollen nur für die Schamhaftigkeit entscheiden.

Nicht alle Climata und Nationen setzten also selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerley Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzen, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer ehrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beynahe unbändig. Je mehr sie ihre Schönheiten verschlossen und überschleyerten: desto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, insonderheit in der Sprache der Leidenschaft, der Eifersucht, des strafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freyheiten aber nicht Freyheiten der Natur, sondern, einer entarteten Natur, eines despotisch-orientalischen Weiberumganges. Michaelis hat bey den Morgenländern dies nicht blos angezeigt a), sondern auch zum Theile erklärt. Er war zu

a) Lowth de sacra Poesi Hebræor, Præl. VIII. p. 135.

sehr Kenner der orientalischen Natur, als daß er sie blos christlich hätte verdammen, oder artig und wohlanständig darüber verunglimpfen sollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bey den Römern findet sich nur, auf eine andre Weise, eine Unterdrückung dieser Sittlichkeit, die ich aus ihrem, von jeher, rohem Charakter erkläre: aus dem Kriegerischen, das ihnen zur Natur ward, aus der männlichen Härte, die eine so zarte Empfindung leicht etwas ersticken konnte. In den meisten ihrer Dichter, und fast auch ihrer Schriftsteller überhaupt, herrscht eine solche männliche Schamlosigkeit: wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus ihrem Lucrez, Plautus, Horaz, Ovid, Petron, Juvenal, Martial, Catull, Tibull, Properz u. s. w. zu sammlen, und ein wahres Fest der Priapeen anzustellen. Hume mag also für mich reden a): the scurrility of the ancients, in many instances, is quite shoking, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offensive; as well as the common licentiousness and

a) Essays Vol. I. on the Rise of Arts and Sciences, p. 181. etc.

immodesty of their style. *Quicunque impudicus*, *adulter*, *ganeo*, *manu*, *ventre*, *PENE*, *bona patria laceraverat*, says Sallust in one of the gravest and most moral passages of this history. *Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli Caussa* is an expression of Horace in tracing the origin of moral good and evil u. s. w. Mit solchen Beyspielen fährt der Philosoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unschamhaft gewesen, auch wo sie nicht schamlos, nicht unkeusch seyn wollten: und eben solche Beyspiele müssen die Horizonthöhe einer römischen Sittsamkeit bestimmen, wenn man nicht blos in die Welt hinein tadeln, oder loben will.

Auch hier hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern. Die asiatische Hitze in etwas abgekühlt durch die europäische Mäßigkeit, bestimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer sanften Wollust, der Materien dieser Art bey ihnen durchgängig zu charakterisiren scheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemälde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuß zu-

rück geführt, als der ἀσχισμος der Griechen. Die Liebesschilderungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemälde ihrer Lebensart in den besten Zeiten, sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unsrer heutigen Galanterie und Politesse, und Hofartigkeit entfernt seyn mögen. Ich wünsche dem Schriftsteller a) griechisches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers schreiben will: so wie ichs einem andern, sonst feinen und schätzbaren Kenner b) gewünscht hätte, da er von den Sitten griechischer Dichter zu schreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beyspielen dieser Art nicht blos die galanten Herren, sondern auch manche fromme Ehrbarkeitspedanten unsrer Zeit gegen mich haben würde, die mit dem ehrbaren Schriftsteller, über den ich schreibe, oft gnug ausrufen dürften c) atque etiam fateor ipse, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carmi-

a) Harles de verecundia Homer. libell. promissus.

b) Ueber die Sitten der griechischen Dichter Th. I.

c) p. 264. de verecund. Virgil.

nis majestati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unsers Verfassers) aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen insonderheit in ihren poetischen Zeiten auf meiner Seite seyn dürften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, & Graece sentienti, omnino probari hunc locum, quem molli Graecorum de venustate judicio optime respondere puto. Und in der That, wenn die feine ionische Wollust nicht dem poetischen Geiste der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel schöne Kinder der Poesie von Homer und Anakreon, und Sappho an, bis auf Theokrit und Moschus zu, würden Embryonen der idealischen Wollust geblieben seyn! Und wer, nach dem Klosterzwange unsrer Zeit, eine beurtheilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppige Bilder griechischer Wollust! — Das ist ein würdiger, züchtiger, schamhafter Kunstrichter unsrer Zeit.

Der zweyte Punkt griechischer Freyheit betrift das Nackende ihrer Bilder, und so auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die griechische Freyheit? allein, wer sie kennet, wird sie verdammen? Einem Lehrer der Kunst müssen Worte erlaubt

seyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutschen erlaubt sind. Nicht nur, daß die herrlichsten Denkmahle der Kunst vor ihren Augen nackend, blos standen, und ihre Kunst überhaupt mehr das schöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte: auch in der Natur selbst bildete sich hier eine Art von eigner nationalgriechischer Schamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden. Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? Ihre besten Schriftsteller sollten eine Nonnenehrbarkeit sich einander eingestehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Aeltesten, Ehrwürdigsten und Feinsten des Publikums sich nicht eingestand? die sich selbst die Philosophen in ihren Sittenstunden nicht eingestanden? In einem Punkte, wo es so sehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, sollte man, denke ich, eben diese Augengewohnheit doch wohl bey einem Volke zu Rathe ziehen, das sich in ihr so sehr auszeichnet. Noch jetzt ist das Gefühl der Italiener über diesen Punkt, von

dem Gefühle nordlicher Europäer, sehr verschieden: und sie sind doch, dem einen Theile nach, selbst ja nordliche Europäer: und sie sind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und sie wohnen doch nur unter zertrümmerten Resten griechischer Kunst: und sie haben doch eine Religion, die so sehr die Verhüllung liebet: und sie sind schon in einer Lebensart, die schon vom bürgerlichen Wohlstande, und der Politesse gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wollust gebohren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bey ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum sclavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigne Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihrer Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsern züchtigen Verhüllungen frey zu seyn? sie sollen verschleyerte persianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen werden? und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knieen, eine Spartanerinn mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen Bac-

chus mit schönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon sehen will:

ʽΑπαλων δ ὑπερθε μηρων
Μηρων το πυρ εχοντων
Αφελη ποιησον αιδω
Παφιην θελουσην ηδη.

nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da ganz Griechenland sie so siehet. So wenig ich diese Freyheiten zum Privilegium unsrer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit, haben will; so wenig will ichs den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit angestritten haben. Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzusehen, aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechischer Jugend, und die Natursprache griechischer Dichter, und nackte Schöne der griechischen Kunst, und die Philosophie der Liebe bey einem Sokrates so betrachten, als wenn ich mich selbst in die muntere Unschuld dieser Weltjugend zurücksetzen, und zu einem griechischen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen lesen.

Ein dritter Punkt griechischer Freyheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heißen, er betrifft den Anstand der Reinigkeit, der

Zierde, der Würde, und wer kennet da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freuets, wie ernsthaft mein Autor über den Unterschied der Wortwürde zwischen ονθος und κοπρος, zwischen κοπρος und κονις disputirt a): wie offenherzig er eine Stelle Homers mit seinem Kopfschütteln begleitet: me offendit fere, vt libere ſententiam dicam, haec imago — wie er bey solcher Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Ernestischen Ausgabe Homers einen Liebesstreich zu versetzen, daß sie das ονθος, das dem derben Ajax um Mund und Nase fliegt, und den κοπρος, in welchem sich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per *pulverem?* verdollmetschet und verhöflichet hat. Mich freuet die würdige Dispüte, und ich empfehle nächstens den Unterschied zwischen ονθος und κοπρος einem bündigen Concilio κοπρονυμω, vt libere ſententiam dicat.

Was gölte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin schickten, der sich schon einmal mit Solon über eine solche Kothmaterie besprochen, der sich nicht gnug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge sich im Staube wälzen sah,

a) p. 269. 270.

der über diesen mit solchem bösen Ueberguße gypsirten Figuren seltsame Augen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und sich endlich von dem griechischen Gesetzgeber schwer, schwer diese Kothübungen erklären läßt. Es ist der Anacharsis des Lucians. Dieser gute Kahlkopf mag lehren, daß die öftern freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Koth ihnen einen solchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vorlegt, wohl nicht so ekel gemacht haben dürften, als uns, die wir auf Pflaster und Polster treten. — —

Von der eigentlichen Anständigkeit unsrer Zeit, von der Hofpolitesse unsres Wohlstandes haben die Griechen mit allem ihrem ἀςεισμος an der Hand der attischen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. „Schade gnug für sie!" Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unsrer Kunstrichter, die etwas in Griechenland suchen, worauf kein Grieche Anspruch machen will, und das nicht zu schätzen wissen, was sich an freiem edlen Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muse, eine der Charitinnen selbst, aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundinn, die

griechische Schamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß diese keine Kloster-oder Hofpuppe sey!

5.

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterschied, der zwischen Nationen und Zeiten seyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schamhaftigkeit griechischer und römischer Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefühle derselben urtheilen müsse. Hr. Klotz hat das erste gewollt, und das letzte nicht gewollt; in seiner Abhandlung also sind die wahren und falschen Gattungen von Schamhaftigkeit, die natürlichen und künstlichen Arten derselben, der griechische und römische Geschmack hierüber, alle Zeiten, und allerlei Schriftsteller beider Nationen auf eine so seltne Weise vermischet, daß der denkende Leser nach allen Gemeinsätzen hinten nach Lust bekommt, zu fragen: weiß dieser Redner auch, was Schamhaftigkeit sey?

Ein paarmal habe ich meinem Verfasser schon Gemeinsätze, die er ausschüttet. Schuld gegeben, und in allen seinen Abhandlungen liegen gnug Beispiele davon vor Augen. Jede

derselben ist damit so beladen, als ein gothisches Gebäude mit Nebenwerken, daß man recht suchen muß, wo die Chrie selbst anfange. In der That, wenn ich die herzliche Liebe eines Autors zu solchen Collektaneenbrocken und Gemeinsätzen betrachte: so stehet mir in seiner bepackten Muse der leibhafte Junker Hudibras vor Augen:

His Back, or rather Burthen show'd
As if it stoop'd with its own Load.
For as *Aeneas* bore his Sire
Upon his Shouldes thro'the Fire;
Our Knight did bear no less a Pack
Of his own Buttocks on his Back
Which now had almost got the Upper —
Hand of his Head, for want his
Crupper.

Und wenn ich nun diese liebe Muse umkehre, und die herzliche Liebe derselben zu gelehrten Citationen noch zu Gesichte nehmen muß! siehe da steht auch der umgekehrte Ritter nach seinem Vordertheile:

To poise this equally he bore
A Pounch of the Jame Bulk before
Which still he had a special Care
To keep well-kramm'd with thristy
Fare;

As *White-Pot, Ruttermilk* aud *Curts*
Such as a Country-Houſe affords u. ſ. w.
Welch ein ſchönes Bild!

Bekannte Gemeinörter an unrechter Stelle; gelehrte Citationen, die nichts zur Sache thun; Maschienen von tausend Büchern, um eine Kleinigkeit fortzuspielen, die kaum einen Fingerdruck verdient —: andre so viel überhaupt denken lassen, daß man besonders für seine einzelne Materie selbst zu denken vergißt, aus Wüsten in Moräste gerathen, wie anders? als daß dies endlich die verdrüßliche Frage dem Leser abzwingt: wo ist denn der Weg? wo sind wir? wie weit sind wir gekommen? — Ich mag nicht gern eine Beschuldigung ohne Beweis vorbringen; ich muß also die Schulchrie zergliedern.

Init. Parum recte tractari a multis veteres ſcriptoret. a) Prächtiger Eintritt! nur daß er, wie ich bewiesen, nicht für diese Schamuntersuchung gehört. Lessing, da er Horaz in einem ähnlichen Falle vertheidigen will, schwingt sich freilich nicht so hoch: sein Eingang gehört aber zum Gebäude.

a) Opuſc. var. argum. p. 242 — 244.

Dictum: Verecundiam tribui Virgilio, sed mire. a) Welche Verecundia? die persönliche oder die schriftstellerische Verecundia des Virgils? Doch was brauchen wir zu wissen, über ein unbestimmtes Thema läßt sich am besten rhetorisiren. Jetzt also noch

Exord. Verecundia poëtae copiosius exponitur b). Man verstehe das copiosius nicht so, daß es bestimmter, reicher an Gründen heiße: Denn wie wenig Hr. Kl. dies in seinem ganzen Libello beobachtet, wird der Verfolg geben. Dies Exordium ist, wie billig ein exordium seyn muß — ein vorläufiges Nichts!

Loc. commun. I. Stoicorum de turpitudine verborum opinio. c) Was soll der allgemeine Tröster hier? soll man, um Schamhaftigkeit zu bestimmen, von Worten anfangen? von der Lehrmeinung einer Sekte anfangen, die nicht hieher gehört; nicht für Virgil: nicht fürs epische Gedicht: nicht für Virgils Sitten — können ausgerissene Citationen gelten, da wir was turpia verba sind? wie sie beurtheilt werden sollen? noch nicht wissen — noch nicht wissen, wer Recht

a) p. 244. 245. b) p. 245. 246. c) p 247. 248.

gehabt, ob der Stoiker, oder der Cyniker, oder der homo sui judicii, Peter Balle, oder der Hr. Gatakerus und Ritterahausius, und Petitus, und Balfacius, und Arnaldus, und Bergerus, oder der kahle Ausspruch des Herrn Klotzius hinten nach a): *atque etiam*, si *accuratius* rem considero, homines quasi consensisse inter se et firme statuisse videntur, vnam eamdemque rem certis verbis expressam laedere pudorem, eamdemque aliis enunciatam aequis auribus audiri et salua verecundia. Wie? wenn das der ganze Ursprung der Schamhaftigkeit ist, daß eine und dieselbe Sache mit gewissen Worten gesagt, schamhaft, mit gewissen, schamlos sey — welche Luftblase von Schamhaftigkeit? Welche Thorheit, mit solcher Luftblase kämpfen zu wollen? Welch ein würdiger Vertrag, solche Augenblende zum heiligsten Verbündnisse zu machen? O wenn man auf einer so weitläufigen Reise von Belesenheit im gelehrten Utopien nichts mehr erlernet — meine Condolenz zur Wiederkunft mit allen gelehrten Citationen!

Loc. commun. II. Poetas inprimis

a) p. 248. 249.

decere pudorem! a) Wer hat an dem Regelchen je gezweifelt? Wer hat es aber auch je deßwegen geglaubt, weil die Poesie das vortrefflichste Geschenk der Götter, weil es eine Narrheit ist, das selbst von sich zu erwähnen, was kein andrer, ohne unsre bona fama zu beleidigen, von uns erwähnen könnte u. s. w. Elende Sachen!

Confect. Plinii opinio non probatur b). Die citirte Stelle, bei welcher dieser Randtitel steht, gehört meines Wissens dem Catull. Plinius hat mit seinen Briefen, als Römer, als ein Römer seiner Zeit Recht. Was soll der Consularis vir bei einigen muntern Zeilen? was soll die levitas Pliniana bei der Vertheidigung solcher Zeilen? Plinius war kein Alonge-Bürgermeister in **; und einige lose Verse von ihm kein Rathschluß der Stadt Rom.

Loc. commun. III. Concedenda videtur aliqua libertas c). Gnädige Freyheit! huldreichste Erlaubniß! für die alle Poeten von Anakreon bis zu Gleim, und von Ovid bis zu Wieland, unterthänig danken sollen. Daß man ja aber das Privilegium nicht miß-

a) p. 249. b) p. 250. c) p. 250. 251.

brauche, so ist aus der poetischen Freiheit wieder nichts, als ein elendes moralisches Regelchen geworden, ohne poetische Bestimmtheit, ohne genaue Eingränzung in die Gattungen der Gedichte, ohne hiesige Abzweckung. Und siehe! das Collektaneenbuch wird redender:

Illust. I. a Campani Palinodia
II. a voto Fontanii
III. a morte Addisoni
IV. a Regnierii et Grecurtii levitate. a)

Schöne Gesellschaft! der Papist Campanus, in seiner Religion, nach seiner Zeit, nach seinen Schriften, nach seiner damaligen Fassung — und der von je her reifbesonnene la Fontaine in seinem letzten Wunsche! — ehrwürdige Bußprediger! Welch ein Uz und Wieland wird vor ihnen die Hände falten, seine Liederchen nicht gleich verbrennen! — Man thut uns einen Gefallen, wenn man uns religiös; nicht aber, daß man uns überglaubisch, und eine gute Sache durch den unüberdachten Beweggrund lächerlich machen will. —

Uberdem was soll Addison hier? Ich verehre den seligen Young in diesem Zeugnisse

a) p. 252. 253.

von ihm: vielleicht hat er auch seine Absicht erreicht, um vom Andenken an denselben einige schwarze Züge mit Pope u. s. w. wegzuwischen, und eine im Untergehen glänzende Sonne in seinem Namen darzustellen — was soll das aber hier? — Und denn überhaupt thäte Hr. Klotz am besten, wenn er mit dem gottlosen Fontanio, Regnierio, Grecurtio und andern schamlosen französischen Dichtern, unter denen wohl Voltarius oben an stehen wird, ein christliches Auto = da = Fe vornähme. Die Flamme würde weit zünden, und die schamlosen Boccacios, Aretinos, Wielandios u. s. w. auch als einen Bann der Erde wegthun. Zum Nothfalle dürfte sich auch bei einigen dieser, die schon verstorben, ihr letzter Wille, als Bußspiegel, zur Berechtigung eines solchen Vertilgens von der Erde, vorfinden, wie etwa Virgil ein Testament über seine Aeneide gab: und wo es sich nicht fände, dürfte man nur die noch lebenden schamlosen Dichter christlich tödten, und ihnen den letzten Willen erzwingen: so ist das Auto=da=Fe gerichtlich und testamentarisch fertig, u. —

Doch ich spotte, und wer kann wohl über so Etwas anders, als spotten. Reuig indes=

sen finde ich mich zu meinem gelehrten libello zurück: und Gottlob! endlich am Thema.

Them. Virgilii verecundia triplex a). Um Virgil mag ich mich nicht bekümmern, sondern nur erst über die Klotzischen Begriffe von Schamhaftigkeit, und siehe! da ist wieder Crispin! sein liebes κακοφατον vor der Stirn.

I. *Κακοφατον* b). Es sei gnug, gezeigt zu haben, daß Hr. Klotz Quintilian nur halb verstanden, daß es nur ein sehr unzuverläßiges Jungfernlob über die Keuschheit eines Zeitalters, einer Nation, einer Sprache, eines Schriftstellers sey, über das κακοφατον sich zu wählig, zu ekel beweisen. Wer zur Satyre Lust hätte, könnte diese erste Jungfernprobe unsers Autors sehr ehrbar, als das Wesen der Schamhaftigkeit, und eben damit schon lächerlich darstellen.

II. Ab omni obſcenitate per totum carmen et per partes abhorret c). Hier werden Griechen und Römer, wahre und falsche Obscönitäten, wahre und falsche Anständigkeiten durch einander geworfen: ohne Grund-

a) p. 254. b) p. 254.
c) p. 258 — 266.

säze und Bestimmungen liegen sie da: wer will den zusammengeflossenen Unrath sondern?

III. Verecundia in verbis et formulis a). Der vorige Klumpe! obscena, sordida, humilia etc. alles in einer Grube! ohne einigen bestimmten Begriff und Unterscheidung! Ob Vorstellungen, oder nur ihre Ausdrücke beleidigen? ob diese Beleidigung Ekel, oder Scham, oder nur galanter Unwille sey, den sie erregen? ob es wider das Reine des Auges im Begriffe selbst, oder wider die Zucht des Ohrs im Ausdrucke? ob wider die natürliche Scham, oder die natürliche Anständigkeit, oder nur wider die Sprachwürde sey? ob diese unter allen Völkern, zu allen Zeiten, in allen Gattungen der Schriftstellerei dieselbe sey? — Alles Einerlei und Unerwogen: so getadelt: so gelobt — wozu kann das Gemische dienen?

6.

Um Virgils Schamhaftigkeit zu beweisen. Wozu das aber ohne Bestimmung der Begriffe, ohne Ort und Ordnung? Es ist immer ein falscher Geschmack, ein Ueberbleibsel

a) p. 266—283.

der alten philologischen Notenmacher, Stellen und Sachen zusammen zu häufen, die so gut anderswo, als hier stehen können, die hier nichts zur Sache thun, sondern die Hauptfigur vielmehr auslöschen. Und das ist doch der Klotzische Geschmack in allen eignen Schriftchen desselben. Hier trete ich in einen so großen Wald kahler fremder compilirter Stellen, daß mein Schriftsteller Virgil fast darunter verschwindet.

Um die Schamhaftigkeit Virgils zu beweisen? hat unser Autor da gewußt, was er beweisen soll: und hat er, was er zu beweisen scheint, bewiesen? Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit seines persönlichen Charakters, oder seine Ehrbarkeit als Schriftsteller. Beyde sind ganz verschiedne Sachen; Hr. Klotz hat sie nicht unterschieden; er beweiset auf alle beide los, und beweiset keine.

Nicht recht die Schamhaftigkeit Virgils als Schriftsteller: Denn wodurch beweiset er sie? Durch das κακοφατον? Er, das κακοφατον eines Römers, eines antiksprechenden Dichters, eines gräcisirenden epischen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen? Wer weiß es nicht, daß die feinsten Zweydeutigkeiten blos

auf dem schlüpfrigen Witze einiger Zeitgenossen, auf dem wandelbaren Eigensinne eines üppigen Sprachgebrauchs, oder Sprachmißbrauchs, beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigsten zum κακοφατον gehöre, wie ein Wort ausgesprochen werde (quomodo veteres *pronunciarint* verba a) sondern wie diese und jene Gesellschaft, dieser und der Wortmäckler sie verstanden, oder mißverstanden; (mala consuetudine in obscenum intellectum detorserint) wer weiß nicht, daß eben ein archaisirender Schriftsteller, wofür Virgil bekannt ist, am ersten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obscön zu werden? daß ein epischer Dichter, insonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erste sey, unschuldige κακοφατα zu machen, wie sie ja für unsre verblichene Gottschedianer keiner mehr, als Klopstock gemacht hat? Wer weiß nicht, daß ein epischer Dichter immer lieber einen hohen alten starken Ausdruck sancte & religiose setzen, als für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslassen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Celsus dem Virgilischen

incipiunt agitata tumescere

a) p. 255.

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unschuldiger Weise für die Witzlinge jüngerer Römer mehr κακοφατα gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn solche Stellen nicht vor Mißdeutungen sicher geblieben, welche wären's denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen epischen Dichter zuerst und vornehmlich zu solchen Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des κακοφατου, oder des vermiedenen κακοφατου auffinden zu wollen? — — O des Schutzredners für Virgil! Er ist im Stande, ihn mit seiner Schutzrede selbst in Verdacht zu bringen, selbst schamroth zu machen! — — Am besten, daß er hinter das ganze Non-sense dieses Hauptstücks hinten nach sagt: Vom Virgil wußte ich hierüber nichts zu sagen!

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet? a) So hat man ihn längst, und wir werden sehen, wie fern gerettet.

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht mahlen wollen? b) Und wer wird sie

a) p. 256. b) p. 261—263.

mahlen wollen? Hat denn Homer seine Umarmung der Helena gemahlet? Ohngeachtet des höflichen non probo! unsers Autors finde ich Homeren in seiner unschuldig einfältigen Erzählung keuscher, als Virgilen in seinem Shandischen; Macht die Thür zu! und des kahlen: non-decet talis pictura carminis epici dignitatem! bin ich, wenn nichts weiter ist, herzlich müde.

Bei Homer ist blos das Charakteristische im Antrage des Paris der Zweck der Muse; wenn der Antrag und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt; so falle die ganze Stelle weg: so braucht die Muse diesen Schritt nicht. Bei Virgilen ists die Umarmung seines Paares selbst, die in das Wesen des Gedichts verflochten ist: diese Schäferstunde, dieser Eingang in die Höhle ist ein Hauptknote seiner Epopee:

Ille dies primus leti, primusque malorum
Caussa fuit.

Wer ist nun schamhafter, der eine solche Sache, nur beiläufig, nur ihrem Antrage nach, nur als Charakterzug, mitnahm; oder der sie in das Wesen seiner Epopee mit einknüpfte, der von ihr so viel abhangen läßt, der auf sie,

als auf eine Haupthandlung, unser Auge richtet? — Jenes thut Homer; dies Virgil — wessen Muse verdient eher ein non probo?

Ueberdem ists unpassend, die junonische Liebesscene in Homer mit der didonischen auch nur von weitem in Vergleich zu setzen a); sie sind so wenig zu parellelisiren, als Götter und Menschen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihr eigenes Etiquette: und beiden setze man also Götter in Vergleichung, oder nichts. Da stehe also gegen den homerischen Jupiter und Juno b), ein virgilianischer Vulcan und Venus c), und wer malet schamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der, uns bei den schönen Vorbereitungen zu ergötzen, seine Kunst anleget; oder der Römer, der sein Werk darauf setzet, um die erregten Empfindungen selbst auszumalen? Der Grieche, der mit seiner poetischen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno, mit seiner schönen allegorischen Dichtung vom Gürtel der Venus, unser Auge stiehlt; oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumarmung selbst richtet? Der Grieche, bei dem wir die edle

a) p. 264.

b) Iliad. Ξ. c) Aeneid. VIII.

Bildung der Juno in einer ganz unschuldigen Gelegenheit antreffen, da sie sich schmückt: oder der Römer, der uns die schneeweißen Venusarme nur alsdann zeigt, wenn sie sich um Vulkan schlingen, wenn sie ihm den elektrischen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmlische Königinn in ihrem Brautgemache, nur bei verschlossenen Thüren, entkleidet, sie nur badend, salbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllet; der sie auf Ida um Nichts so lange, so angelegentlich besorgt seyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht gesehen zu werden: beschämt zeigt sie Zevs dem ringsum offnen Ida: schamhaft bezeugte sie, wie, wenn sie von andern belauschet würden, sie keinem Gotte unter die Augen würde treten können: züchtig schlägt sie ihm sein Ehebette, seine Schlafkammer vor: sie läßt sich nicht anders, als durch die dickste goldne Wolke sicher machen: der Römer überhebt seine Venus aller dieser Besorglichkeiten; ungestört fängt sie ihr Liebesspiel selbst an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Absicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es scheint, ohne Absicht, ihm das Herz entwenden, sich anhalten, und

durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehegemals, durch das offn'e Liebesbekenntniß, daß diese Schäferstunde alle, alle seine Schäferstunden nach Namen und Zahl übertreffe, u. s. w. sich weigernd in die goldne Wolke ziehen lassen: bei Virgil setzt es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer ist die Schäferstunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiters durch den Schlaf zu fesseln; bei Virgil ist sie der Marktpreis, daß Venus ihre Absichten erreiche — Wer ist schamhafter, anständiger, edler? Gewiß! so weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: so weit übertrifft Homer seinen römischen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzählet unschuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer verkürzet; er hat sein: Ich könnte mehr sagen! Jener erzählt episch, übergehend: dieser malet, damit er Funken errege — wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über a). In Worten und Formeln? Darüber sollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unsrer Sprache, nach den

a) p. 266.

wenigen Hülfsmitteln zu einem Lexicon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! Kein Theil der Sprache hängt so sehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigensinne der Mode ab, als dieser: und in meinem Autor finde ich so wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil: so wenig Virgil ein Lexicon der Liebe geben wollen. Ueberdem was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, ob er stercus oder simus gesagt a); ob er das vomere genannt, oder noch ekler umschrieben. Was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, wie fein und schlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewiesen wird, daß in den Vorstellungen selbst hier nichts, als Züchtiges, enthalten sey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte dessen Bescheidenheit nicht darnach bestimmt werden sollen, was für ein Geist der Schamhaftigkeit, nach Sprache, Verfassung, Lebensart und Empfindung, sich einmal unter den Römern formirt und gebildet? was für Eindrücke, besonders dem Schriftstellerpublicum der Römer, ihre erste Schriftsteller und

a) p. 268. 69.

Dichter gegeben? wie weit diese Decenz den Griechen gefolget, oder sich von ihnen abgelenket? wie hoch sie zur Zeit Virgils gewesen? wo er das Muster der Griechen befolget, oder verlassen? wo muthmaßlich verlassen müssen, wo nachzufolgen zu blöde gewesen? Wie weit wir jetzt über diesen Punkt urtheilen können, oder schweigen müssen? — So hätte der römische Virgil erscheinen sollen: Der Römer seiner Zeit: der Dichter: der epische Dichter: Virgil.

Und der erscheint in unserm lateinischen libello nirgends. Nichts, was seinen ursprünglichen, nationellen, zeitmäßigen, lateinischen, poetischen, epischen Charakter, von dieser Seite aus, entwickelte; uns, von ihr aus, in die Welt der Römer führte; diese uns in abstechendem Lichte gegen die Sittsamkeit der Griechen, und der Neuern zeigte, und uns alles andere vergessen lehrte — davon Nichts. Man hätte uns mehr gesagt, wenn der erste beste Schultröster, wo Blumen und loci communes aus Virgil gesammlet sind, wie er z. E. amare, amor, amicitia, Venus etc. poetisch ausdrückt; etwa ein andrer dazu, wo er mit den Griechen gegen einander gehalten ist,

zur Hand genommen, und in Reflexion gezogen wäre. Wenn ich Alles fremde, unnütze wegwerfe, was bleibt mir über die Bescheidenheit Virgils übrig? Der Flitterstaat ist der Puppe abgezogen; da steht die Stange Holz mit ihrem bemalten Kopfe! die dürre Abhandlung mit ihrem lockenden Thema!

7.

Und das betraf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftstellers; nun war aber diese, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich suchte. Hr. Kl. legt die Stellen Donatus und Servius zum Grunde a), und was könnte also der Leser erwarten, als daß er sich über diese Stellen, über die Anschuldigungen derselben, kurz! über die persönliche Charakterschamhaftigkeit Virgils erklären möchte; vielleicht aber, daß ihn seine Collektaneen über diesen Punkt verlassen haben; denn er lenket fein artig ab. Donatus sagt: Virgil soll schöne Knaben geliebet; er soll die Plotia Hieria gekannt; er soll in diesem Punkte nicht die Jungfer gewesen seyn, für die er galt. Servius sagt beinahe eben das; und Hr. Kl. hätte wissen können, das schon lange vorher auch

a) p. 244.

Martial und Apulejus auch so Etwas gesagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil gewesen, das — kurz! alles das sagt das Gerücht, und Hr. Kl. beweiset, daß seine Aeneide, und die Gedichte seines Namens keine Hurenlieder sind — wer will das bewiesen haben?

Hr. Kl. meynet zwar a), daß Eins das Andre aufhebe; daß es eben so sey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammaticus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder Griechisch noch Lateinisch recht verstanden; allein, das meyne ich nicht. Virgil kann immer ein schamhaftes Gesicht gehabt, anständig gesprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus), und eine anständige Lebensart bewiesen (caetera vita probus); und doch schöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich sehe nichts, das sich aufhebe, und insonderheit zu den Zeiten Mäcenas, hätte aufheben dürfen. Ists denn so widersprechend, daß ein Mensch, zur sanften Wohllust geboren, auch dies Sanfte in seiner Mine zeige, daß das, was in der weiblichen Mine schmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre; in einem männlichen Gesichte eine Art

a) p. 245.

von Unschuld, von jungfräulicher Bescheidenheit, von schamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Physiognomien der Liebe studiert zu haben, sehe ich beides nicht zusammenhangend, und da also ore probus Virgilius. Muß ferner der, der schöne Knaben liebt, denn damit aller bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der sie unschuldig liebt, aller Tugend der Seele entsagen? Und siehe! da ist animo, cætera vita probus Virgilius — wo ist der ungereimte Widerspruch, insonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Es sey indessen, oder nicht; was will Hr. Kl. mit seinem ganzen Büchelein? Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthschaft, Schäferpoesien, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als bescheidenen Dichter, zeigen; aber auf sein Leben, auf seinen Charakter, und insonderheit auf die fromme Mine seines Gesichts könne sie weniger beweisen, als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergesellschaften, als ein verkleideter Satyr, gegangen; daß er sein Märchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung beweisen soll, daß er im Verstande Donatus ore probus gewesen, bewei-

fet sie nichts. Wer wird sagen, daß deßwegen D. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil scriptis probus ist; muß er darum auch ore probus gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg Etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ists schwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweydeutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Hrn. Klotzens non licet aliquid certi hac de re statuere a) unterschreiben dürfte. Mir fehlet die Kunst Lessings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit

a) p. 245.

pflegt Donatus zu seyn: aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach, dem Grammatiker selbst zugehören a). Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem rührt diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche. Man sagt hat, wie Lessing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. — Kurz! als Hauptzeuge, als erster Ankläger, kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen konnte? Ein Zeugniß also, Jahr-

a) v. Hein. Virgil. p. CXVII.

hunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse einer so trüben Quelle gilt nicht. Es müssen frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da sind; Hr. Kl. hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was sagt denn Martial aus a)? Er singt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit seinen Geschenken hervor gebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. E. einen schönen Alexis —

Accipe divitias & vatum maximus esto
Tu, licet & nostrum, dixit, Alexin ames.
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,
Marmorea fundens nigra Falerna manu;
Et libata dabat roseis carchesia labris,
Quæ poterant ipsum sollicitare Jovem.

a) Lib. VIII. 56.

Excidit attonito pinguis Galathea Poetæ
Thestylis, & rubras messibus usta genas.
Protinus Italiam concepit, & *arma, virumque* —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Ungründliches, seichten Halbwitz, der ihm nicht viel Ehre macht, wohl; aber Böses, das Virgils Namen befleckte? Nichts. Ich lerne Virgil aus diesem Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemessenen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen feinen Wohllüstling, kennen; anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bey Mäcen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Göttertafel, und sein schöner Ganymedes vor ihm! bey solchem Ganymedes läßt sich freylich seine vorige feiste Landschöne, Galathea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen — Man siehet, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis vom Mecänas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an

ihm, als Mundschenken, bey Tafel erfreuen, schöne Leute und, nach römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mecänas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspielung sehe ich im Epigramm nichts, ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so Etwas zu verschweigen, wenn ers hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zuerst die berüchtigte virgilianische Ekloge angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Wer den witzigen menschenfreundlichen Martial kennet, wird in solchem Falle solch Betragen sehr epigrammatisch, sehr martialistisch finden. Da er gegentheils nichts darüber äußert, an mehr als einem Orte nichts äußert: so ist Martial nicht blos kein Zeuge gegen Virgil, sondern durch sein Stillschweigen fast auch ein Zeuge für ihn. Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durchwischen lassen, wenn er Schamlosigkeit als Virgils Hauptvergnügen gekannt hätte. Wie? er hätte Virgils Glück und Vergnügen be-

schreyen wollen, und so etwas sich können entwischen lassen?

„Schon aber Apulejus a) deutet ja die berüchtigte Ekloge auf seine Liebeshändel mit dem Alexis." Gut! ich nehme sein Wort für Etwas mehr, als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ichs nehmen? Virgil also habe sein Schäfergedicht auf den Knaben seines Freundes gemacht; er seys, der unter dem Namen Coridons spreche, und fühle, und seufze, weil es Apulejus sagt — wozu aber sagt es Apulejus? Etwa um Virgils Unmäßigkeit zu tadeln, und seine bösen Sitten zu schelten? Umgekehrt! mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Bescheidenheit an, daß er der Namen seiner Günstlinge im Gedichte geschonet. Schlechtes Lob! wird man sagen, über eine tadelswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die tadelswerthe Handlung denn bey Apulej wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr, als einer, sie vertheidiget hat: ich betrachte

a) Apul. Apolog.

Virgil nicht mehr, als sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben; und welch ein brennender Liebesgesang? wer könnte die Flamme noch entschuldigen? — Ich bins, der sie entschuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogisten für einen Liebessänger in seinem, ob gleich verdeckten, Namen angiebt, mag ihn auch rechtfertigen. Er rede: Quanto modestius Mantuanus Poeta, qui *itidem*, *ut ego*, puerum amici sui Pollionis Bucolico *ludicro laudans* — Wie? so ist Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, blos ein scherzhaftes Lob = ein scherzhaftes Hirtengedicht gewesen? so unschuldig, daß Apulej sich nicht sicherer stellen kann, als mit ihm in eine Classe? so unschuldig, daß es zu Apulejs Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine scherzhafte Tändeley galt? — Was soll den Apulej gegen ihn; er ist der beste Freund für ihn.

Und was ist wahrscheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio, und das schamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm liebkoset. Pollio macht die Sache zum Spaße: sein Freund soll erst

ein Coridon werden; soll erst um Alexis werben. Virgil wird Coridon: er verwandelt sich in einen poetischen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und setzt sich nach Sicilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden: da ächzt er über seine unempfundne Verzweiflung: da seufzt er über seine Verachtung, über die Sprödigkeit seines Lieblinges — da wird seine zweyte Ekloge. Ein feines Lobgedicht auf Alexis! eine schöne poetische Liebeswerbung — werth eines schönen Knaben, werth eines Alexis. Virgil hat ihn sich ersungen: da steht er nun, wie Martial dichtete, vor dem Tische seines neuen Herrn, ein irdischer Ganymedes, und gießt mit weißer Marmorhand Falernerwein: da kostet er mit Rosenlippen den Trank, den ein Jupiter selbst beneiden könnte. Da kann der im Schauen gesättigte Dichter wohl seine alte gesunde Landgalathee, seine verbrannte Thestylis vergessen: der feine Wohllüstling, der enthaltsame Virgil, hat bessere Freuden, die ihm — sein *ludicrum* Βυκολικον, sein feines Lobgedicht brachte.

So sprach das Alterthum vom Virgil: aber von jeher hat es auch nicht an Klotziis a) gefehlt, die die bona fama eines Dichters

a) Opusc. var. arg. p. 249.

aus seinen Gedichten beurtheilen, die den feinen Schluß machen konnten: Quid? ea de se ipso commemorat facinora Poeta, cur non alius quisque ab illo patrata esse diceret? Von jeher hat es nicht an Leuten gefehlet, die nicht nach den Schriften, sondern nach den Anekdotchen eines Autors begierig, solche Personalien halb aufhörten, und halb dichteten, und sie denn, wenn sie bescheiden waren, mit einem ungebetnen Er soll! der Welt empfahlen, oder, wenn sie die Bescheidenheit nicht brauchten, mit einem gewissenhaften Er hat! aufdrangen. Und das ist das Unglück Virgils, das ist das Unglück so mancher Unschuldigen gewesen.

Zuerst Donatus — doch nein! wie gesagt, Donatus nicht selbst, sondern sein Zusammenstoppler, sein Ergänzer — dieser Pseudo-Donatus also, was konnte er besser, als den biographischen Grundriß, den er vorfand, mit Anekdotchen zu ergänzen, mit personellen Lügen zusammen zu stoppeln? Und zu dieser so angenehmen, den Lesern so belustigenden Sache, wie gelegen war ihm der Brocke, den Apulej entfallen lassen! Apulejus erzählt: Virgil habe seine Lieblinge nach Sokrates Art gehabt — freylich, das unleugbar! aber bilde

es aus; sage: wen Sokrates so geliebet? und setze den höflichen locus communis voraus: eum libidinis pronioris in pueros fuisse — Freylich ein ungereimter Widerspruch! eine unerhörte sich selbst strafende Lüge: denn wo hat Sokrates so geliebt? Aber, was schadet das? ein man sagt; ein fama est! kann schon Etwas bey dem Pöbelleser zur Noth zudecken; und für wen andern werden Anekdoten fabricirt? So war eine Lüge, eine widersinnige Lüge fertig: widersinnig, denn welcher Mensch, der bey sich selbst ist, wird ohne Rücksicht beydes glauben können, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und doch eum amasse vt Socrates — und doch vita et animo probum fuisse. So wenig ich mir von der Sittlichkeit der damaligen Römerwelt große Begriffe mache: so kann der Widerspruch doch in sich selbst nicht Statt finden. Er ist Chikane, er ist Verläumdung, Verdrehung eines alten gutherzigen Autors.

Woher aber die Knaben, die man ihm unterschob? Was weiß ich das? Gnug! Apulejus hatte den Namen Alexis für einen erdichteten Namen angegeben, und nun konnte unter ihm was eher, als ein Alexander, verborgen liegen, der nur ins Sylbenmaaß nicht

konnte? Nur noch ein Cebes, eine Plotia Hieria, oder Leria, oder Aleria, oder wie man die Aelia Lälia Crispis nennen wolle, dazu, und die Tradition ist zum völligen Märchen geworden. Wie anders, als daß jetzt jeder gründliche Ausleger der Coridonsekloge solche artige Erläuterung nicht auslassen kann? Er lasse lieber, um derselben noch mehr Gewißheit, um seinem Texte mehr Anschaulichkeit zu geben, noch gar das fama est, vulgatum est, weg: denn wer will hier Geschichte? das Märchen erläutert ja so schön! — armer Virgil! der Stab ist über dich gebrochen! deine schamlose Ekloge liegt ja der Welt vor Augen! Da ist dein Servius!

Nun sage mir ein poetischer Leser, wie, wenn die Ekloge eine historischwahre Liebesflamme seyn soll, die besten Stellen erklärt werden sollen. Wo waren denn die dunkeln Wälder, die Corydon mit seinen Klagen erfüllte? Wo ist die Wahrheit des Schäferreichthums, den er preiset? Wo sind seine Heerden in Sicilien, seine Amaryllis, Thestilis, Menalkas? Wo der Bach, in dem er neulich zuerst sich gesehen? Wo seine ganze Schäferwelt, in der Ekloge lebet? Ist sie poetisch, ist sie dichterisch — wie? und der In-

halt soll nicht dichterisch seyn? Ihr wollet, was ihr nicht deuten könnet, der Muse, und was ihr nicht deuten sollet, dem Virgil, als Menschen aufbürden? Ihr wollet das Gedicht zu einem Ungeheuer von historischer Ekloge, von allegorischer Geschichte verdammen? Wie? wenn ich jedem Dichter das auf seine bona fama anrechnen wollte, was seine Muse singt — Tyrannische Verstümmelung! wer wollte noch Dichter seyn?

„Ja aber, alte Sage, historische Tradition!„ Was Tradition? Sie hat sich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entsponnen, und Martial und Apulejus strafen die Tradition selbst Lügen. Der eine schweigt, der eine nennt es ein „scherzhaftes Lobgedicht: ich habe Zeugen, die älter sind, als die Tradition.

Aber das ist Schade, daß man auf der andern Seite rettend fast immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache selbst geschadet. Die Ekloge soll blos poetisches Exercitium, soll ganz ohne die geringste lebendige Anspielung, Corydon und Alexis sollen ganz romantische Wesen seyn, und dies ist freilich, nach dem, was Martial und Apulejus sagen, zu viel vermeint. Virgil kann

immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der schöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgericht seyn: nur es ist eine poetische Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludicrum, nach Theokrits Manier.

Man thut also am besten, wenn man diese entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahmten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeschichte, und keine Halbpoesie zulasse, das der Poet nach seinem Plane einmal so habe dichten müssen, daß — doch was zähle ich das her, das in der letzten, schönsten Ausgabe Virgils so fein und genau a) erfüllet worden. Es ist keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heinische Ausgabe Virgils die Erste in ihrer Art sey, und daß sie in dem bisher so sehr versäumten Geschäfte, einen Schriftsteller des Alterthums in dem eigenen Geschmacke desselben, jedes Wort und jene Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den Dunst unendlicher Parallelstellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem stillen Fleiße, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich sage, einen schö-

a) Eclog. II. p. 14. &c.

nen Schriftsteller des Alterthums so zu commentiren, dazu macht die heinische Ausgabe Virgils Epoche.

III.

Ueber einige horazische Rettungen und Erläuterungen.

I.

Von Rettungen des schamhaften Virgils auf Rettungen meines Horaz. Vindiciae Horatii Flacci. a) — —

Ich Endesunterschriebener bekenne, gelobe und schwöre vor dem hochgelahrten Apollo, vor seinen lieben Töchtern, und vor allen ächten und unächten Söhnen des- und derselben, daß ich glaube und für wahr halte, wasmaßen ein Horatius Flaccus s. Horazius Flaccus, auf der Welt gewesen, und die Oden, Satyren und Briefe verfertigt, die von ihm

a) Klotz. vindic. Horat. Flacc.

verfertigt sind, die ich also demselben auf keinerley Art absprechen und entwenden, noch nach meinem besten Wissen und Gewissen andern nicht zuerkennen, noch den heillosen Behauptungen des Harduins und aller Harduine beytreten, sondern vor aller Welt behaupten will, daß Horaz kein andrer in der Welt als Horaz gewesen: so wahr — —

Nun! wie komme ich an eine so schreckliche Eidesformel? Ach! mein lieber lesender Freund! wozu kann man nicht im ersten feyerlichen Gefühle kommen, wenn man aus einem ängstlichen Traume, von Morast, von Sandwüste mit Ehren hinaus ist? — Wisse also, daß ich eben, dem großen Apollo sey Dank! durch ein Buch, oder vielmehr durch ein Gewimmel von Citationen durchgearbeitet, das auf 280 Seiten, s. zwey hundert und achtzig Seiten, mit einem Schatten aus Swifts Monde, mit einem Narren ficht, und nichts beweiset, als daß Horaz Horaz gewesen — dies aber mit so vielen Citationen rück- und vorwärts beweiset, daß, wenn ich die Hälfte davon aufschlagen müßte, mich vielleicht der jüngste Tag mit allen heiligen Engeln überraschen könnte. Gott Lob also, daß ich durch bin, und kaum will ich wieder zurück.

Bedächtlich schreibe ichs nieder: kaum wieder zurück: denn so gerne ich in vortrefflichen Schriften die zweyte Reise thue: so sehr ichs mir zum Gesetze gemacht, kein vortreffliches Buch nur einmal hinzulesen: so erfreulich mir der erste beste Wink ist, die Schriften unsrer Winkelmanns und Lessings, Hagedorne und Mendelssohne noch, und nochmals zu durchwandern: so schwer wird mir die Rückkehr hier; und ich glaube, meinen Lesern einen wahren Liebesdienst zu thun, wenn ich sie durch Vorzeigung meines Reisejournals auf den sandigen, morastigen und immer ausschweifenden Weg vorbereite.

Man kennet Harduin, und seine, es sey nun aberwitzigen oder leichtsinnigen Behauptungen, daß das meiste Alterthum kein Alterthum sey. Mag aber hinter seinen gelehrten Narrheiten auch so viel Jesuiterey stecken, als da will — ich glaube, man hätte nur immer summarisch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe sich denn nur einlassen dürfen, wo diese durch Sonderbarkeit und falschen Anstrich blenden könnten. Viele von ihnen sind völlig unter einer Widerlegung: keiner Aufmerksamkeit, keiner Antwort werth. Viele sind Bäche, die sich von selbst im Sande verlieren, wenn

man die Quelle verstopft. Viele fallen auf die Erde, wenn man nur den statum caussae, den Punkt der Frage, nicht aus der Acht lässet: und das letzte muß keiner, der einigermaßen gegen einen Harduin würdig schreiben will. Bey einem lebenden, noch schreyenden Autor kann man es nöthig haben, auf einzelne nugas sich kritisch herablassen zu müssen, wenn er nämlich eine Zunft hat, die solche nugas anbetet: aber über Harduin ist schon gerichtet. Die Nachwelt, so viele würdige Männer, die über einen unsinnigen Todten urtheilten, haben das Urtheil schon gegen ihn gesprochen: das Urtheil ist allgemein angenommen: der Zustand unsrer Litteratur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, aufschösse, eine lange formelle Widerlegung in allen Nichtswürdigkeiten, langweilig, nichtswürdig, ekelhaft. Ich sehe ein kleines kindisches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, sich hinten nach damit abgiebt, in einem Winkel unnützen Staub wegzuwischen, und glaubt, sie habe den Saal aufgeräumet.

Ich kann nicht verhelen, daß bey den Vindiciis, die vor mir liegen, dies mehr als einmal mir eingefallen. Harduins Behaup-

tungen in ihrer Quelle kaum angesehen: jede seiner einzelnen Verdrehungen und widersinnigen Einfälle langsam mitgenommen, mit gelehrten Citationen bis zum Ueberdrusse widerlegt: dabey immer so entfernte Umschweife, so schöne Auswege, daß man oft nicht weiß, wo man sey? wie das hieher komme? — Denke man sich einmal solche Vindicias und urtheile. Oft ists zum Lachen, wenn ein thörichter Einfall, ein Einwurf der Unwissenheit oder Kühnheit so ernsthaft, so gelehrt, so gründlich widerlegt wird, ohne daß man dabey Etwas, als citirte Büchertitel lerne. Noch öfter aber ists zum Aergern, wenn man alles Nothwendige und Nutzbare vorbey, so weit abgeführt wird, daß man den aus dem lieben Collektaneentröster ausgeschütteten locus communis wohl überall anders, nur nicht hier, suchen und finden wollte.

Harduin z. E. schießt den stumpfen Pfeil gegen Horaz ab: daß, da die Satyren desselben so ganz anders, als seine Oden seyn, Horaz die Oden nicht geschrieben habe, solche Oden kaum habe schreiben können. Harduin also weiß so sicher zu schließen, als in unsern Zeiten Hr. Dusch, der es Lessingen in die Augen demonstrirt hat, daß Er, Lessing, der Ca-

tull in Kleinigkeiten, durchaus kein tragisches Genie seyn könne. Was soll nun der Retter Horaz? Den harduinschen Anfall als thöricht zeigen, und dazu sind für Vernünftige ein Paar Worte gnug! — Ja! mein Leser! so wohlfeil kommen wir bey unserm Vindex nicht ab! Auf sechs langen Seiten a) schüttet er uns den locus communis aus, den er, etwa als Knabe, vormals in seine Collektaneen zusammengetragen: non omnia possumus omnes; sunt autem, quibus etiam plura tentare licuit! und so treten wider das Lustspiel des tollen Harduins nicht weniger, als zwey und funfzig bewaffnete Männer auf, Beyspiele, die zuerst, nach Kriegslist, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen scheinen. Plötzlich aber bricht der Hinterhalt hervor, und Harduin! du bist verlohren! — Nun sage man: soll diese Exempelarmee gegen Harduin streiten? Nichts kleingrößers! nichts lächerlichers! oder soll sie eine Auseinandersetzung des Satzes seyn: wie fern ein Genie sich an Einerley und an Mehrerley wagen dürfe? so kenne ich nichts armseligers. Es ist ein zusammengetragnes Register bekannter Maler- und Dichternamen,

a) p. 18—23.

das ich sogleich aus dem Gedächtnisse vermehren könnte: es ist eine gelehrte Uebung, die ich nirgends, als im Tageregister der Lectüre eines Jünglinges, lesen mag: ohne Grundsätze und Gränzscheidung: ohne Kopf und Fuß — rudis indigestaque moles.

Harduin führt eine Münze von Horaz an, der Harduin selbst das Alterthum abspricht, die nichts zur Streitfrage thut. Herr Klotz also hätte den spanischen Reuter stehen lassen, oder still wegschieben können; er steht ihm ja nicht im Wege. Nicht doch! so würden ja neunzehn Seiten leer bleiben a), „daß uns allerdings alte Münzen auf Gelehrte übrig sind? auf welche? zu welcher Zeit gepräget? ein Verzeichniß der Bücher hierüber ꝛc. War der harduinsche Nebeneinfall: „nur auf Fürsten hat das Alterthum vorzüglich Münzen gepräget," diesen großen Umsprung werth? Ich nenne ihn Umsprung: Abhandlung, vollständige Abhandlung über die beregte Materie ist er nicht: in den horazischen Zwist gehöret er nicht; er ist ein locus communis, in einer müßigen Stunde aus dem Münzenfache einer Bibliothek zusammengetragen.

a) p. 33. etc.

Der Jesuit will das Wort ales carminis nicht verdauen, und der weise Geßner, der Maaß wußte, hat in einer kleinen Note gegen ihn gnug gesagt. Klotz ist gelehrter und gründlicher: ausführlich zeigt er a), daß Poeten, daß Gedichte mit Vögeln verglichen werden: ausführlich setzt er nach Schmids Register zum Pindar, eine Reihe von Stellen her, da er sich mit einem Adler, wer weiß? womit mehr — vergleiche: ausführlich die Stellen, auf die ihn wieder Pindar brachte — — Der Mann ist sehr gelehrt! Welche Belesenheit! welche Citationen! Nun aber schlage, mein lieber bewundernder Knabe! deinen Uz, deinen Gleim, deinen Gerstenberg, deinen Ramler, deinen Cramer, deinen Creuz, und wen du wollest, auf: du wirst einen Uz hören:

Wohin, wohin reißt ungewohnte Wuth
Mich auf der Ode kühnen Flügeln
u. s. w.

und nicht blos das Gleichniß, die hohe Pindarische Allegorie selbst, in dieser und andern Uzischen Oden; in Gleims Kriegsliedern oft einen Gesang,

Hoch wie des Adlers Sonnenflug,

im Ramler den Anfang

a) p. 95. etc.

Zu dir entfliegt mein Gesang, u. s. w. und in den dir so lieben Tändeleyen gar eine ganze mehr als horazische Verwandlung in einem Vogel finden. Nun sage! kannst du nicht mit deiner Belesenheit eben das, was Hr. Klotz mit der seinigen?

Geßner will bey dem bekannten: animae magnae prodigum Paullum einen Gegensatz finden, und findet freylich damit nur ein frostiges Wortspiel. Herr Klotz nimmt Geßnern sein Wort so hoch auf, als hätte er selbst das gräulichste Wortspiel begangen, und in eben dem Athem führt er eine Reihe von Wortspielen a) an, die man bey den Alten, den Griechen, den Römern, die doch auch der aulae Augusti gefallen wollten, fände. Wider wen redet der Vindex, wider Harduin, wider Geßner oder wider sich selbst? Und für wen ist er so gelehrt?

Er findet ein Bild des Cupido b). Siehe da! in Alciphron, in Aristänet, in Musäus, in Uz, in Tasso auch ein Bildchen! Wir wollen die Figuren zusammentragen — ei! da steht ja eine ganze Gallerie von Kupido's! Schon über das Zusammentragen kann sich ja das leicht

a) p. 119. seq. b) p. 249.

fröhliche Herz eines Autors so freuen, als wäre man der Albano, der alle diese Liebesgötter gemacht hätte. Freilich sind diese paar Gestalten des Amors immer armselig, gegen die, die mehrere Dichter von Anakreon bis zu Gleim und andern Uzischen Schilderungen gegeben — was hindert das aber zu einer künftigen Geschichte des Amors? Eine gute Sache ist an jedem Orte gut, und diese gute Sache also — bewundre, wer will; ich überschlage sie.

Der einzige Fall, wo ein solcher philosophischer Parallelenkram noch einigermaßen leidlich wird, ist — nun was anders, als ein Streit über ein Wort; schade aber, daß Harduin hier meistens unter der Critik ist: Sein Geschrei: das ist nicht Latein! das ist Unpoetisch; verräth oft grobe Unwissenheit, oft noch gröbere Kühnheit, die Sprache der Römer zweitausend Jahre zurück kennen, und die neologische Sprache eines Horaz zweitausend Jahre zurück prüfen zu wollen. Wie wenig Glauben weiß sich Harduin von dieser Seite auch nur bei einem Halbkenner der lateinischen Sprache zu verschaffen, und wie summarisch war gegen einen solchen Thoren zu verfahren? — Aber nun! sind da nicht

eine Menge von Hülfsmitteln? unsägliche Commentatoren über die römischen Schriftsteller, die nie eine Stelle blos für sich, an ihrem Ort erläutern, sondern bei Veranlassung eines Worts, alle anderweitige mögliche und unmögliche Vorkommenheiten desselben beiläufig aufhäufen. Wie? hat hier nicht die ganze Genealogie lateinischer Wortkritiker und Notenmacher vorgearbeitet? kann hier nicht ein mäßiger Besuch dieser Wortmärkte, dieser Sammelplätze fremder Belesenheit Wunder thun? — So komme denn, liebe Göttinn gedankenloser Geduld! komm zu Hülfe! — Nimm Lexica und Register zur Hand, jage, und werbe nach ähnlichen Worten und Redarten, mache ein Gestöber von Citationen und Wortstellen, um — einen todten Hund schweigend zu machen! — In der That nach meinem Gefühle muß ich bekennen, daß ich eine solche philosophische Mühe nie anders, als nach Zwecke und Gebrauche, schätzen kann; wo der aber verschwindet — o! da ist unser Jahrhundert Gott Lob! so weit, unnütze Namenregister und Collektaneen selbst zu überschlagen.

Der Jesuit läugnete, daß das Wort parens sonst von Jupiter gebraucht werde.

laß es nicht gebraucht werden: der Schriftsteller der horazischen Oden brauchts, und Harduin kann ja keinen Beweis führen, daß wer parens brauche, kein Horaz seyn könne. — Hr. Kl. aber a) nimmt sich die Mühe, Stellen zu citiren: wo parens und wo genitor, und wo pater, und was weiß ich mehr? vorkomme, und thut dabei so wichtig, als wenn der, der parens gebraucht, wirklich Horaz seyn müßte. Horaz singt: *stat* nive candidum Socrate; und Hr. Kl. weiß b), wie eine lebendige Concordanz, wer sonst das stat in diesem eben nicht, aber gnug! in anderm Verstande gebraucht habe. Ist ein Wortregister nicht eine herrliche Sache? — Ich berufe mich auf meine Leser. Man thue einen blinden Griff in die Vindicias meines Autors: Drei gegen Eins, und man wird eine Reihe Bücher- oder Wortcitationen ohne Nutzen und Gebrauch eines denkenden Liebhabers Horaz aufgreifen.

Wie klein hätten die Vindiciae Horatii ohne diesen elenden Wortgeschwulst seyn müssen! Harduin da widerlegt, wo ers verdient: ihm den Weg gleich anfangs verhauen:

a) p. 118. seq. b) p. 110.

nur die scheinbarsten seiner Entwürfe entblößt: (denn die schwächsten am weitläufigsten widerlegen, ist Papier- und Zeitverderb!) jedesmal in den Punkt der Frage, ohne Umschweife eingedrungen: so spreche man. So hat neulich (denn die ältern will ich nicht anführen) neulich noch gegen Harduin Michaelis a) gesprochen; aber als Michaelis, als gegen Harduin, würdig, kurz, bündig. Nur ach! seine Abfertigung ist ja kaum acht, und nicht 180 Seiten lang; sie ist ja leider! nur Ein Paragraph, leider! ohne hundert unnütze Citationen, und (das größte leider!) selbst gedacht. — Lugere, Veneres, Cupidinesque!

Indessen tröste ich mich mit einem Reisenden in Italien, den ich gerne lese b): „Man kann „hoffen, sagt er, daß der gute Geschmack „und die Gründlichkeit, welche die Herrschaft „über die Wissenschaften und Gelehrsamkeit „bereits ausgebreitet haben, endlich den ab„geschmackten Ton verbannen werde, welcher „noch in den mehresten gelehrten Abhandlun„gen Italiens herrschet, daß man diese Ab-

a) Einleit. ins N. T. S. 15.
b) Großley Nachrichten von Italien.

„handlungen nur auf dasjenige, was sie ver„sprechen, einschränken, und sie von den „locis communibus einer scheinbaren Gelehr„samkeit und tausendmal wiederholten und „überall anzutreffenden Sachen reinigen wer„de.„ Ich weiß keinen meiner Landesleute, dessen Schriften sämmtlich und sonders ich ein solches critisches Fegfeuer mehr wünschen dürfte, als den libellis des Autors, über den ich schreibe. Zwar dürfte von seinen bisherigen alsdenn wohl wenig übrig bleiben; warum aber soll man nicht in Zukunft bei ihm noch einmal die Zeit eines bessern Geschmacks und einer reellern Gelehrsamkeit hoffen?

2.

Accedit Commentarius in carmina poetae. Schon einige harduinsche Streitigkeiten können freilich von dem Rächer Horazens Gelegenheit schaffen, ihn zu erläutern, und ich wollte, daß Hr. Kl. keine solche Gelegenheit versäumt hätte. Indessen wünschte ich den Commentarius immer von den Vindiciis lieber abgesondert: denn nun, wenn Hr. Kl. seine Streitigkeiten mit Harduin, und seinen Commentar über Horaz, und denn noch manche liebe Beiseitgedanken unter ein-

ander fortlaufen läßt, die Citationen des Dichters unter hundert andere Citationen vergräbt, bei Harduin Gelegenheit zu commentiren, und beim Commentar wieder Gelegenheit nimmt, auszuschweifen — welche Verwirrung! welch ein Chaos von Buche!

Ueberdem ist eine Fechtschule nie der rechte Platz, einen Dichter ruhig zu lesen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichsam mit neuer Heiterkeit der Seele zu erläutern; die Exegeten des heiligsten Buches haben von dieser Wahrheit zu betrübte Beispiele gegeben. Wenn Harduin sagt: dies Wort ist barbarisch, unpoetisch u. s. w. und Hr. Klotz sich wieder befleißt, die Latinität, die Poesie des Worts zu erhärten: wie leicht ist da die Ausschweifung auf der entgegengesetzten Seite, Harduin zum Possen mehr Nachdruck darinn zu finden, als darinn liegt, als Horaz hinein legen wollte. Ich bin gewiß, daß, wenn Hr. Kl. bei künftigen Jahren, wieder seinen Commentar commentirte, er manches zurück ziehen werde, wo er jetzt in einzelnen Worten, als ein guter Cocceianer, zu viel Nachdruck fand. So hat es allemal die jugendliche Einbildungskraft der Ausleger gemacht, daß sie nur gar zu oft, bei ihrem ein-

zelnen Nachdrucke, den Nachdruck, den Ton des Ganzen schwächten: es mochte nun dies Ganze die Bibel, oder ein Poet seyn. Alsdenn folgt gemeiniglich auf den emphatischen Ausleger ein anderer von der weisen Mäßigkeit eines Geßners, wenn er hinter Baxter, oder eines Ernesti, wenn er hinter Clarke einher spazieret, und mit kaltem, ruhigem Blute die Auslegung seines Vorgängers wäget. Hr. Kl. würde dieser Uebertreibung des Ausdruckes mehr entgangen seyn, wenn er nicht eben im Streite mit einem andern Poeten hätte commentiren, sondern sich den ruhigen Eindrücken desselben, ohne einen fremden Gegenstoß, hätte überlassen wollen.

Ja, ich habe noch Eins auf dem Herzen, das ich beim Leser der klotzischen Schriften über Horaz mehr, als einmal, empfunden. Niemand in der Welt spricht bei aller Gelegenheit vom ingenio amœno, vom sensu boni et pulcri lieber, als Hr. Klotz, und niemand in der Welt hat die Kritiker mehr, und bis zum Ueberdrusse mehr getadelt, tamquam omnia venustatis expertes, als Er. Bei dem Anfange eines jeden Schriftchens, in der Mitte, und am Ende findet er immer Gelegenheit und Platz, sein ingenium

venustum, elegans, pulcrum zu preisen, gegen die Criticos aller Zeiten zu preisen, es seiner Zeit, als eine Ausnahme, als den Anfang einer Epoche, als den Stifter einer neuen güldnen Zeit des Geschmacks anzurühmen; indessen sehe ich doch dies ingenium venustum nicht immer, wo ichs sehen will Hr. Kloß, den ich nicht die Ehre habe, von Person zu kennen, scheint eine feurige, zarte Seele zu haben, die den Eindruck des Schönen lebhaft fühlet, und mit der Einbildungskraft oft ausbildet. Will man mir indessen ein Aber erlauben: so glaube ich diese Eindrücke seines Gefühls noch zu schnell, zu vorübergehend, als daß sie Grundsätze des Schönen zurücklassen, und einen gewissen und festen Geschmack bilden könnten. Er erhaschte, was ihm auf der ersten Flucht begegnete; allein selten scheint dies Empfundne noch zu der Festigkeit der Seele gediehen zu seyn, die man nur durch eignes reifes Nachdenken, und durch Selbstprüfung erhält. Ueber einzelne Bilderchen, über die Oberfläche des Geschmacks, so weit Wortkritik, eine flüchtige Empfindung oder Gedächtniß hinreicht, mag ihm sein Urtheil gelingen; wo aber die Empfindung in den Verstand gleichsam übergeht, wo es auf

ein reifes selbstgebildetes Urtheil über ein Ganzes, kurz! wo es auf Grundsätze ankommt, da kenne ich wenige, die sich im Urtheile so untreu werden könnten, als Er sich selbst. — — Doch ich will ohne vorgefaßte Meinung zu seinem Commentar: wie schwer wirds, in diesem Staube Gold zu suchen.

Hor. L. I. *Od.* 1. Ich beklage, daß Hr. Kl. uns mit seiner gelehrten Erläuterung ganz aus dem Tone, der im Ganzen der Ode herrscht, wegerläutert: uns mit seinen furchtbaren Citationen den ganzen Sinn des Liedes, die ganze schöne Stimmung der Seele, in der Horaz sang, wegcommentirt — und wer könnte gefährlicher commentiren? — Baxter hat diesmal den Hauptton der Ode mit seiner Ueberschrift sehr gut ausgedrückt: Horatius fatetur, se cum caeteris mortalibus *insanire.* Er zählt nämlich seinem Mäcen die ganze Mannichfaltigkeit der menschlichen Bestrebungen her: daß freilich jeder seine Neigung habe; daß es aber keiner an ihrer kleinen Dosis von Thorheit fehle. Der sammlet sich olympischen Staub; dem ists sein höchster Wunsch, ein Ziel umzufahren; den macht ein Palmenzweig selig, wie die olympischen Götter: groß, wie die Herren der Erde.

Dieser, wenn ihn der wandelbare Pöbel ein Paar, ein Drei Ehrenstellen zuerkennet; jener, daß, was in Lybien geerndtet wird, eben in seiner, und in keines andern Menschen Scheure liege u. s. w. kurz! jeder hat seinen Kopf, und der ist ihm sein Glücksgott, warum sollte ich nicht den meinen haben? Der kann eines wilden Schweins wegen Nächte lang unter freiem, kaltem Himmel dauren, und ich —

Me doctarum hederae, praemia frontium
Diis miscent superis: me gelidum nemus etc.

Wenn jeder auf seine Art schwärmt, warum sollte ich nicht auch auf die meinige schwärmen? Man lasse mir das Glück, daß ein Paar Zweige auf meiner Stirne mich in meiner Empfindung unter die Götter versetzen, daß ich in kalten Hainen mit Satyren und Nymphen Umgang pflege; daß ich Alles habe, wenn meine Muse mir eine Dichterstunde gönnet, und wenn du mich, o Mäcen! würdigest, mich unter die lyrischen Dichter einzutragen — o so reicht mein erhabner

Scheitel bis an die Sterne! — Leser von horazischem Gefühle werden im Ganzen dieser Ode den von mir angegebenen Ton nicht verkennen: sie werden finden, daß sich eine kleine Schattirung in die Farbe des Lächerlichen, über die Charakteristik menschlicher Neigungen, in dieser Ode ausbreite: daß es eigentlich der Zweck Horaz sey, jede derselben, eigentlich bei einer feinen Schwachheit, zu fassen, nur so gelinde zu fassen, als es überhaupt Horazens Art ist, nur weise, nur mit ehrbarer Mine zu lächeln, zu spotten, als ob er die Wahrheit sage. — So redet er von andern, so auch von sich.

Nun denke man sich den komischen Auftritt, wenn der Commentator, der diese ganze horazische Manier nicht fühlt, dazu kommt, um ein solches Liedchen seiner Laune, seines stillen vergnügten Anlächelns, als ein Lehrbuch voll ernsthafter diktatorischer Sprüche, annimmt, ihm recht gelehrt aufhorcht, und, was er noch nicht gelehrt gnug gesagt, noch gelehrter umschreibet. Man denke sich dies, lese a): *Diis immixtum esse superis & secerni populo* unam quidem, eademque

a) Vindic. p. 65. 66.

rem designant, sed illud significantius est, remque clariorem reddit. *Utraque sententia nihil aliud immit*, quam ingenium Poetæ lyrici concipiendis visionibus aptum, impetum, virtutem, eumque furorem, quo afflatus sibi in nemora et specus agi, in societatem Deorum admitti, in cœlo versari, numina videre, Bacchum carmina &c. &c. Man lasse mich nicht weiter schreiben, was alles der lyrische Enthusiasmus sey? wie ihn Boileau beschreibe? wie er zum lyrischen Dichter nöthig sey? Vortreffliche Sachen: nur von deren Lehre Horaz sich hier nicht träumen läßt. Vielleicht, daß man sich in der muntern Gesellschaft Mäcenas über den poetischen Paroxysmus, über sein Gefühl für eine Dichterstunde, über seine Liebe zur Einsamkeit, und poetischen Stille, über seine Begierde nach Dichterlobe, kurz! über sein poetisches Temperament lustig gemacht; und da rächet sich Horaz. Er bringt seinem lieben Mäcenas ein Gedichtchen, das ganz unschuldig und ehrbar anfängt: freilich sind Leute, die anders denken: der so, und jener so; der liebt diese: und der jene Thorheit; etwas Schwäche muß man ja jedem Liebhaber seiner Sache verzeihen; warum mir nicht das Bißchen Thorheit

bei der meinigen? — So launigt aber, mit so halblächelndem Ernste, so unwichtig wichtig in der Charakteristik jeder einzelnen Neigung, und seines eignen Temperaments, daß eben diese Mine, ja der Ton des ganzen Stücks wird. Wie würde sich nun der urbane Römer freuen, wenn er sein schalkhaftes Selbstlob so ciceronianisch commentirt läse: Si tuum, inquit, docte Maecenas judicium accesserit, si tibi placuerint carmina mea, tuque me in lyricorum, quos Graecia admirata est, numerum retuleris, tum mihi beatissimus videbor, tum nihil ad gloriam, ad laudem, ad felicitatem meam addi poterit: quemadmodum simili sensu dicitur: *coelum digito attingere.* Vide de formula *Schraderum* in observ. ad Musaeum c. 10. p. 203. etc. Wenn er sich so ehrbar ausgelegt sähe a), wie würde er lächeln? oder vielmehr, wie würde er uns über unsre gelehrten Ausleger bedauren?

Denn nun wird der Ode ihr Geist, die lebendige Grazie der Anschaulichkeit genommen: der Ton eines Liedes verfehlt, und Sinn und Leben, und Affekt und Alles verfehlt. Was

a) p. 66.

ist unangenehmer, als ein musikalisches Stück in einer widersinnigen Temperatur: und ein Gedicht, im widersinnigen Tone zu lesen! weg mit den Leyern! Hat Horaz ein ernsthaftes, vollständiges, gründliches Bild von der Mannichfaltigkeit menschlicher Charaktere geben wollen, wie ungründlich, unvollständig, wie sehr von einer Nebenseite, wie oft nahe am Kindischen? hat Horaz seine Dichtergabe, und seine Dichtergesinnung ernsthaft und vollständig schildern wollen: unausstehlich! kleingroß, kindisch! Ein Lorberzweig soll ihn unter die Götter versetzen: die Nymphen und Satyren sollen poetische Phrases für seine lyrische Begeisterung seyn: wenn Mäcen seinen Namen in sein Dichterbuch einträgt, will er mit seiner Scheitel an die Sterne! — O der Thor! und mit aller phraseologischen Auslegung noch ein Thor! Die Laune der ganzen Ode ist weg: sie ist ein unausstehliches Dichterexercitium!

Ich will nicht nachblättern, ob mehrere die Ode so weise commentirt: vermuthlich! Denn was ist doch für das Heer der Scholiasten und Wortcommentatoren eine unerhörtere Sache, als auf Laune, auf Stimmung des Dichtertons zu merken? aber das weiß

ich, daß ich mit Mitleiden die kritische Tortur gelesen, die die Ausleger, und unter ihnen auch Hr. Kl. dieser Ode angethan. Ists nicht zu bedauren, wie sich Bentli über die impeditam et salebrosam orationem der Ode zermartert: wie er sie zerreißt, wie ernsthaft er darüber kunstrichtert: daß doch der kein Narr sey, der nicht zu Schiffe wolle: daß es doch wahrhaftig kaum wahr sey, daß ein großer Reichthum nur unter die Götter erhebe; daß dahin der Weg so leicht, so gebahnt nicht sey, daß die olympischen Sieger wirklich ισοϑεοι gewesen u. s. w. was giebt sich der arme Bentlei für unnütze Mühe? Was für unnütze Mühe, wenn Hr. Kl. Phrases aufsucht, wie ein Lorberkranz die Sieger wirklich habe zu Göttern machen können? wie Horaz sich habe unter die Götter versetzt, sich an den Himmel empor ragend denken können? Was für eine recht lustig tragikalische Nachahmung, wenn Horazianer recht horazisch zu seyn glauben, wenn sie, wie er, schon mit dem Scheitel an den Himmel stoßen, und was er launisch sagt, mit recht guter Besinnung, und, so Gott will! recht horazisch nachplappern! Was für ein hübsches Ebenbild endlich in der langischen Ue=

bersetzung, wenn diese fein schalkhafte Mine Horaz, ins ehrbarste Priestergesicht umgebildet, und mit allem korpulenten Ernste anhebt:

Mäcen, — — —
Mein Schutz, und süßer Ruhm! Es freuen
sich viele,
Wenn der olympische Staub den Wagen be-
decket u. s. w.
Und wenn ein marsisch Schwein das Garn
durchgerissen,
Und mich gesellt gelehrter Stirnen Lohn,
Epheu,
Den Göttern zu; mich unterscheidet vom Pö-
bel
Ein kühler Wald — —
Wenn du mich zu den Odendichtern gesellest,
So rühr ich mit erhabnem Nacken die Ster-
ne!

Ist Horaz nicht ein braver Kerl? — Und dazu macht ihn auch Hr. Klotz, wie ich denken sollte.

Ich weiß, ich komme nicht bei allen gelehrten Lesern Horaz damit an, daß ich sage; so etwas widerspricht dem Tone des Ganzen:

es zerstört die Harmonie des ganzen lyrischen Gesanges; denn was ist Ton, Harmonie des Ganzen? Die Empfindung davon läßt sich dem Ohr keines Menschen geben. So muß ich denn leider! umgekehrt sagen, daß der Ton des Ernstes schon exegetisch Widersprüche in die Ode bringe: daß es ja nichtswürdig von Horaz wäre, von den olympischen Siegern nichts zu sagen, als daß sie Staub sammlen, und mit dem Rade umlenken; daß unter den Römern die edlen, göttergleichen Spiele sich eigentlich nicht so gefunden, wie bei den Griechen; daß das Beiwort wandelbare Römer alsdenn dem Sinne Horaz selbst entgegen, daß es magrer Gegensatz zwischen proprio horreo, und Libycis arels sey; daß das wahre ηθος in dem patrios agros, die beste Kraft des numquam dimoveas verloren gehe: daß der Widerspruch in dem metuens, und mox reficit rates frostig werde: daß das *nec partem solido de die*, aller klotzischen gelehrten Erläuterung ungeachtet, kein wahrer Gegensatz mehr bleibe: daß ich alsdenn nicht sehe, warum vom Kriege eben der lituo tubae permistus sonitus reizen, warum die Kriege hier eben matribus detestata heißen müssen: warum eben das

marsische Schwein eben vor Horaz zu stehen kommt: warum er eben solche Armseligkeiten, als Lohn der Dichtkunst, anführen; warum er Götter und Volk, und Sterne, einen armseligen Lohn! dreimal sagen; warum er eben die Nichtswürdigkeit wählen müsse; in ein Dichterregister gekleckt zu werden, als ob auf der alles beruhe: warum eben ein so possirliches Bild schließen soll. — Kurz! Horaz muß so nüchtern, so zusammenhangend, so kleingroß in der Ode, in seiner ersten Ode werden, als ich schon nicht zuerst dies bemerkt, als jeder aber werden muß, wenn man ein launisches Stück von ihm ernsthaft umschrauben will. — Da heißts:

> Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich
> sprach.

Der arme Horaz! seine erste Ode bildet alsdenn wohl kaum das προσωπον. τελαυγες, was Pindar zur Ehrenpforte eines lyrischen Gebäudes wollte.

Ueber einzelne klotzische Erläuterungen kann ich mich nicht einlassen: manche haben verfehlen müssen, weil der Sinn des Ganzen verfehlt ist. Warum aber wiederholt Hr. Kl. so viel bekannte Sachen: als, daß terra-

rum Dominos eine Apposition zu Deos, was das partem solido de die demere sey? Geßner ist ja in allen Händen. Quid vero docti videamur? removeamus paullum illam eruditionis speciem, et simpliciter interpretemur a). Ich wollte diese Worte zum Wahlspruche des ganzen klotzischen Commentars haben.

Noch ein Wort über die erste Ode, denn wer wird nicht von Horaz wenigstens die Erste Ode inne haben? Hr. Kl. referirt b) das dimoveas sechs Verse rückwärts, bis auf hunc et illum; oder umgekehrt das hunc et illum auf dimoveas; allein die Relation dünkt mich dem Baue des horazischen Perioden in diesem Sylbenmaße entgegen; sie macht den Flug des Choriamben matt. Man erinnere sich des Bildes, daß das stolzhörende klopstockische Ohr c) von dieser Art choriambischer Ode hinwirft: „mitten im Fluge „schwebt sie, und setzt alsdenn mit einmal „wieder den Flug fort.„ Nun fliege man einmal auf den Fittigen dieser Ode; man füh-

a) p. 63.
b) p. 62. 63.
c) Von Nachahm. der griech. Sylbenmaße. Messias B. 2.

le, wie Horaz die Absätze seiner Materie und seiner Perioden so recht in den Sylbenklang einfüge: wie beinahe jedes Wort, und jeder Gedanke von seiner Stelle Stärke empfange: wie in jedem Verse Anfang, Cäsur und Ende auch den Sinn jedesmal unterscheide, aufhalte, stütze, hebe: wie die Einpassung aller einzelnen Redeglieder das Ganze zu einem künstlichen Gebäude, auch in Absicht des lyrischen Ausdrucks mache? — Wer dies empfindet, dem wird der lyrische Bau, das symmetrische; Sunt, quos — hunc — illum wohl nicht Zeit lassen, in einem zweiten Stücke des Gebäudes, das sich mit einem Participium schon wieder, als ein eignes Ganze anfing, hinten nach ein dimoveas zu suchen: sollte auch im Fluge der Choriambe das hunc, illum, mitten inne zwischen iuvat und dimoveas ohne eigentliche Kuppel stehen bleiben. Immer römisch, poetisch, choriambisch: da jenes zwar gut prosaisch und constructionsmäßig, aber die Fülle, den schwebenden Flug des Sylbenmaßes zerstört. Dignum certe critico, sagt Herr Klotz von Bentlei, qui singula verba examinat, nec tam se Horatianae eloquentiae flumine abripi patitur, quam etc. Von wem gölte

dies bei Auslegung des Ganzen der Ode noch wohl mehr, als von Bentley?

3.

Horat. l. 1. Od. 2. Alles Unnütze und Nebenwerk bey Seite! nichts, als wahre und neue Erläuterung, suchend; ach! so — erläutert mich Hr. Kl. wieder aus dem Tone der Ode; er zerstört mir die Harmonie des lyrischen Ganzen. Mich widert der Klumpe von locus communis a), in welchem Allerley August mit Merkur habe können würdig verglichen werden, denn er stürzt, wie eine einsinkende Bombe das ganze Gebäude des Gesanges nieder. Ich will mich erklären.

Horaz fängt mit einer Erzählung schrecklicher Zeiten, grausamer Vorbedeutungen einer göttlichen Rache, trauriger Wunderzeichen, und noch traurigerer Vorfälle an. Er wendet sich: wem wird Jupiter das Amt auftragen, das Volk zu entsündigen? Wird Apollo, oder Venus, oder Mars, oder Merkur erscheinen? Plötzlich bricht er ab, und wendet sich an Augustus, aber so geschickt, daß selbst der streng-

a) p. 77 — 82.

ſte Republikaner das Lob billigen, die Wendung ſchön finden konnte. Der ſchnelle unvermuthete Uebergang von Göttern auf den Kaiſer, von rächenden, drohenden, ſchrecklichen Göttern auf den Vater des Vaterlandes, von Göttern, die am Blute der Römer Rache genommen, auf den, der ſein Schwerdt gegen die Barbarn wandte — Dies iſt der Gang der lyriſchen Muſe, dies iſt der Hauptzug des horaziſchen Lobes.

Und wie ſchön weiß er die beyden Stücke des lobenden Gegenſatzes zu verſchränken. Das Land iſt voll ſchrecklicher Vorboten, und voll Strafe der Götter geweſen: das Strafwetter iſt vorbey! wer wird ſich der Römer, ſie zu entſündigen, annehmen? Apollo? Er iſt augur Apollo. Venus? Sie iſt die Mutter der Römer. Mars? Er iſt der Vater derſelben. Merkur? Er iſt der Bote der Götter mit ſeinem Caduceus. Einer ſteige herab Rom zu entſündigen. Wer iſts? hier ein verſtohlner Wink auf Auguſtus thut große Wirkung: der Bote der Götter iſt da! Merkur in der Geſtalt Auguſt. Als Bote der Götter, alſo hat er Cäſars Tod gerächet:

— patiens vocari
Caeſaris vltor.

Als Bote der Götter giebt er jetzt Rom Entsündigung und Friede. Sogleich verschwinden Wunderzeichen, Götter und Rächer. „Lang, o Kaiser, und glücklich sey unter deinem Volke: und wende deinen Arm (von den Feinden deines Vorgängers und Hauses ab, lieber) auf die Feinde Roms, die Barbarn! Das sind Kriege, (nicht wie die, die du im Namen der Rachgötter geführet hast: bella non habitura triumphos, sondern) die die Triumphe bringen können: dann bist du ein Vater deines Vaterlandes. — Irre ich nicht, so ist das der Ton der im Ganzen der Ode herrscht! und die Feinheit, die vorige Rache des Cäsars, den strafenden Göttern, die jetzige entsündigte Ruhe Roms dem Kaiser zuzuschreiben, ist gleichsam die lebende, die römische Grazie der Ode.

Nun komme jemand, und schreibe seitenlang den mythologischen locus communis aus: was Merkur für ein guter Mensch, daß er beredt, auch ein Erfinder der Citter, auch ein Aufseher der Kampfspiele, und was weiß ich mehr? gewesen, daß Merkur wirklich mit ihm verglichen werden könne — elender Auswurf der Mythologie! So wenig, als mit Merkur, dem listigen Betrüger, dem Schafdiebe; so wenig wird er mit Merkur dem Er=

finder der Citter, dem Aufseher der Kampfspiele u. s. w. verglichen. Hier ist Merkur „ein Bote der Götter," Cäsars Tod zu rächen (patiens vocari Caesaris vltor) oder wenn man noch mehr will, Rom zu entsündigen; nichts mehr! Der Poet giebt auch nicht so eigentlich und ausführlich dem August die Prädikate Merkurs, daß ein künftiger Ausleger so manches Schöne darüber sagen könne: Augustus personam Mercurii induens pacifer, salus generis humani, eloquens etc. Wir von Gottes Gnaden, unter dem Bilde Merkurs, der Friedengeber, die Lust der Welt, beredt, ein Liebhaber der Musen, und was der mythologische Kram uns vom Merkur mehr sagen möge. So viel ich sehe, so macht Horaz nur eine polite Einkleidung. Nicht August soll es seyn, der Cäsars Tod vormals gerächet: die Götter selbst sinds gewesen, und der Bote der Götter selbst. Hätte es dem Dichter gefallen, den rächenden Apollo oder den erzürnten Mars zuletzt zu setzen: so hätte er, nur mit umgeänderter Einkleidung, den Römern denselben Gedanken sagen können, der jetzt die Ode durchherrschet: die Zeiten der Strafen und Strafbedeutungen sind vorbey: „man denke nicht mehr an Unfälle, wobey die Götter selbst ihre Hand

im Spiele gehabt: jetzt haben wir einen Entsündiger, einen Vater des Volks, einen August!" Und welche Ode konnte mit der Einkleidung, die Horaz gewählet, der Zeit würdiger seyn, die Geßner bey dieser Ode annimmt.

Schon gesagt, daß ich mich über einzelne Wortstreitigkeiten nicht einlasse, aber welche unwürdige Schwierigkeit, die sich Hr. Klotz über die Worte macht: a)

vlmo
nota quae ſedes fuerat columbis.

eine Schwierigkeit, bey der er so gar zum gefährlichsten Mittel greifen muß: quid prohibet, quo minus Horatio aliquid humani accidiſſe dicamus? Ich wollte wissen, wo Horazen denn hier Menschlichkeiten dürfen entfallen seyn. Ich bin kein Jäger, aber das weiß ich, daß mehr als eine Gattung von Tauben, die sogenannten Ringeltauben, oben auf Bäumen nisten; und columba ist ja ein Hauptgeschlecht. — Einige Blätter harduinsche Nichtswürdigkeiten weggeschlagen, und da fallen mir wieder die schrecklichen Worte ins Gesicht b): immo totus locus non recte intellectus ab interpretibus. Laß sehen!

a) p. 69. b) p. 93.

L. I. Od. IV. dum graves Cyclopum Vulcanus ardens vrit officinas. Nun höre man den Erläuterer: *graves* expono per sulphureas officinas; has officinas *vrit* i. e. igne et flammis implet: Vulcanus *ardens* i. e. qui plenus est flammis, dum in loco, vbi omnia lucent igne, versatur. Quid prohibet, quo minus hunc locum ita interpreteris? Gilt die Frage: quid prohibet? auch mich: so antworte ich: alles ist zuwider! das ganze horazische Bild verschwindet damit. Jetzt sehe ich den vor Hitze und Arbeit glühenden Vulkan; nicht einen, dem der Glanz des Feuers das Gesicht röthet: nicht einen, der einen Feuersbrand in die Schwefelhöhle trägt, und damit sie voll Flammen macht: sondern, der sichs sauer werden läßt (indeß daß seine Gemahlinn tanzt) es sey nun, daß er das Feuer anfacht, oder das glühende Eisen mit dem Ambose, auf der eigentlichen Werkstäte der Cyklopen, hammert. Gnug vrit officinas, und zwar graves officinas; ich kann kein vielsagender kontrastirender Beywort zu der in kühler Nacht bey stillem Mondscheine tanzenden Venus finden. Die Klotzische Erläuterung kann gelehrt und bergwerksmäßig seyn: sie kontrastirt nicht, sie ist nicht poetisch.

Jam te premet nox, fabulaeque manes a). Das Comma, das mit so vielem Geräusche zwischen fabulae und manes gesetzt wird, ist nichts Neues: und doch lasse ich nicht einmal zu sehr commatisiren, denn sie gehören zusammen: „eine Todtenbekanntschaft, von der so viele Geschichtchen lauten.“ Ich schlage einige Oden weiter, und wieder eine neue und vielleicht wieder verfehlte Erklärung:

Od. X, 3. steht unter Merkurs Lobsprüchen das Sabinische Wort: catus:

—— qui feros cultus hominum recentum Voce formasti catus —

und wer weiß, was catus ist? Hr. Klotz soll es sagen b). *Non sola voce* hoc fecit, sed catus h. e. acutus studia vniuscujusque sectatus ad animos velut descendit, et callide ita quemque movere studuit, vt illius cupiditates poscere videbantur. Entweder ich verstehe Horaz nicht, oder Hr. Klotz hat ihn nicht verstanden. Merkur, denke ich, bildete die ersten Wilden, theils, daß er, der scharfsinnige Merkur, ihnen Sprache gab; theils daß er ihre Glieder bildete; jenes, nach der allgemeinen Tradition, die Menschen seyn

a) p. 94. b) p. 112,

durch die Sprache gesittet geworden; dies, um ihnen die thierische Plumpheit des Körpers abzugewöhnen. Ist dies der Verstand des Dichters: so ist das *quomodo leniverit* hominum animos wohl nichts; so ists wohl kein Gegensatz: non sola voce hoc fecit, sed catus; so hat mein Commentator ein Nonsense gesagt. Ist dies aber nicht der Verstand des Dichters; wollte er sagen: Merkur habe den Thiermenschen täglich eine beredte Predigt gehalten, in der er catus auf die Neigungen und Gemüthsart jedes seiner respektiven Herren Zuhörer gesehen, sich zu ihnen herabgelassen, und nach vollbrachter Predigt sie zum Fechtplatze geführt — ist dies der Sinn des Dichters, so bitte ich, der ich nicht so catus wie Merkur bin, um Verzeihung.

Od. XII, 42. 43. Horaz singt: saeva paupertas tulit hunc et illum etc. und wie bekannt, daß eine schwere Armuth, eine drückende Noth die grössesten Männer hervorbrachte? Ecce autem supercilium dialectici distinguentis a): *saeva* paupertas aliis videtur, non visa est Camillo, Curioque. So genau eben wollte ich das nicht behaupten.

a) p. 122.

Eben auch den härtlichen Römern konnte doch oft die Last der Dürftigkeit, des Elendes, der Verbannung empfindbar, wirklich empfindbar seyn. Ein Camillus, ein Heinrich von Navarra, konnte wirklich den Druck der Noth fühlen, und eben dies Gefühl, die Last der Nothwendigkeit bildete sie, wie nach der bekannten Fabel, der gedrückte Palmbaum.

Noch immer beym ersten Buche des Horaz? Ja! und ich sehe die Striche am Rande meines Buchs sich nicht mindern: sondern mehren. Wenig Erläuterungen, die neu wären, Stich hielten, eine neue Ausgabe verdienten. Meistens strauchelt der Commentator, indem er erläutert, selbst aus dem Pfade der Ode Horaz, und die wichtigsten Rettungen gegen Harduin finde ich in der Geßnerischen Ausgabe Horaz schon vorgezeichnet, aber nach Geßnerscher Weise, das ist weise, kurz, und bündig— Wozu indessen soll die unselige Mühe, jeden Strich auf dem Rande meines Exemplars in viele Worte erst zu verwandeln: hier Parenthesen, wo Seiten und Blätter nicht hergehören: dort Fragezeichen, wo ich ungewiß; hier Nullen, wo ich gegenseitiger Meinung bin, und dort ein öfters! zum Zeichen eines herzlichen Ode. Ich will damit lieber auf die lec-

tiones Venusinas warten; jetzt eine allgemeine Anmerkung.

Der unverschämte Harduin spricht a) dem wohlklingendsten der lyrischen Römer allen Wohlklang ab, alle Barbarei zu: Hr. Klotz also sollte Horazens lyrischen Wohlklang retten; allein — er hat ihn nicht gerettet. Er widerlegt Harduin durch Citationen, und durch einige schale Beispiele, daß dieser und jener Vers bei ihm ein Echo seines Sinnes sey; allein wem war an Etwas gelegen, was Stümpern oft mehr glückt, als Dichtern, wenigstens jene oft gnug übertrieben. Er hätte uns auf den, dem Horaz eigenen, lyrischen Wohlklang aufmerksam machen, in diesem und jenem Sylbenmaaße die Lieblingsgänge Horaz bemerken sollen, nach denen er die Worte stellet, und sich einen Perioden schaffet. Einmal wäre es Zeit, daß ein deutscher Dionysius es entwickelte, wie das allgemeine Ding, was wir Periode nennen, nur eigentlich Reden zukomme, und daß übrigens, so wie jede Gattung des Vortrages, so auch jedes Hauptsylbenmaaß der Dichtkunst, gleichsam seinen eignen Perioden von Vinktur, Junktur, und Concinität, das

a) p. 51. 52.

ist, seine eignen Wortbindungen, Verschränkungen und Wohlklänge habe, worüber sich, wer sich wie Klopstock auszudrücken wüßte, bei Horaz gewiß zuerst die angenehmsten Betrachtungen machen ließen. An so Etwas hat Hr. Klotz nicht gedacht.

4.

Und hat überhaupt mit seinen bisherigen Horazischen Schriften wenig zum Behufe des poetischen Lesen, zum Lesen Horaz in Horaz Sinne beigetragen. Einzelne Bilderchen, etwa ein sectis in juvenes vnguibus, ein Oscula, quae Venus quinta parte sui etc. hat er mit Gefühle des Schönen aus einander gesetzt; mit der Methode, mit dem Geschmacke überhaupt, zu dem seine Schriften führen, Horaz zu lesen, bin ich um so weniger zufrieden.

Seine Schrift, de felici audacia Horatii, a) (die, eine Menge frostiger Allgemeinsätze b) abgerechnet, einer seiner besten

a) Opusc. var. argum. p. 114.

b) Audacia et fertilitas saepe scriptoribus tributa; audacia poetis necessaria: etc.

Schriftchen, und mehr als ein specimen Academicum ist,) diese Schrift, sage ich, ist, so sehr sie sich mit ihrer schönen Critik selbst vorzeigt, für mich kein Muster des Geschmacks, Horaz zu lesen. Sie ist nach dem Fachregister des lieben Batteux gezimmert, wie man bei einer Ode Sprung, Abreißung, Umschweifung, Anfang und Ende, u. s. w. bemerken und sich abstecken müsse a), eben als wenn Horaz je nach solchen Abstechungen, wie über ein Schulthema, gearbeitet hätte. An sich ist solch Fachwerk, eine solche Topik der Ode, immer gut, so fern es nur den Bemerkungsgeist bei einzelnen Oden stärken will. So bald es aber ordentliches Gerüst, und nothwendige Erklärungsart der Ode wird: so ists mir zuwider. Ich weiß, daß ich hier gegen die Mode schreibe; denn seit einiger Zeit zirkeln wir Deutschen kein Gedicht so gern ab, als eine Ode, so wie die Franzosen ihr Drama nach allen drei Einheiten nur abzirkeln können; und das heißt denn die Manier Horaz. Und ich kenne keine Manier, in der Horaz mehr zerrissen, und leichter nachgeahmt werden könnte, als diese. Ich habe ange-

a) p. 130 — 40.

fangen, die Stellen Horaz, die hinter jeder Klotzischen Rubrik: abgerissener Anfang, Sprung, Digression, u. s. w. stehen, aufzublättern; ekelhaft aber ward mir mein Aufblättern bald, und ich verlohr oft dabei den Sinn meines lieben Horaz. Ich schlug das Buch zu, und lernte aus Erfahrung, daß Horaz auf keiner Tortur mehr könne gedehnt und gemartert werden, als auf solchen Regelngerüste.

1. Abrupta carminum initia. Wie? wenn es hier Gesetz der horazischen Ode würde a): arripit lyram poeta, nec quaerens verba, quibus ordinatur carmen; non sollicitus, quam formulam primo loco ponat, quodcunque ii, quibus excitatur, motus verbum suggerunt, eloquitur — welcher unförmliche Parenthyrsus würde unsere Horaze bezeichnen. Nur vor wenigen horazischen Oden kann man eigentlich diese plötzliche Abgebrochenheit des Anfanges sagen, und bei jeder, wo sie sich findet, hat sie eine Art von Besonderheit in ihrer Ursache. Das so oft mißbrauchte: quo me, Bacche, radis? ist kein allgemeines Gesetz, es ist ein

a) p. 130.

einzelnes, und darf ich sagen, sonderbares Beispiel. Der Poet dichtet die ganze Ode durch eine förmliche Trunkenheit: voll seines Bacchus in Höhlen und Wälder getrieben, weiß er selbst nicht, wie ihm geschieht: sein Geist schwebt umher, oder vielmehr wird hinweggerissen, nichts Großes, nichts Sterbliches zu singen und — er singet August. Schöne Lobeseinkleidung, wie Plato seinen Sokrates vom trunkenen Alcibiades loben läßt: so kann hier der trunkene Flaccus dithyrambisiren; es stimmt mit dem ganzen Tone der Ode. In Absicht auf diesen ist der Anfang nicht abgebrochen, weil alles in der Ode abgebrochen, hingeworfen, trunken ist: ja, die ganze Ode, kurz und bündig, ist ein abgebrochenes Stück eines poetischen ενθεισμε. Nun komme ein nüchterner Classifikateur, und mache ihn folgendergestalt zum locus communis a): Poeta admiratus egregia facta Augusti, atque plenus hac cogitatione, Augustique magnitudine excitatus a Baccho abripi videtur, so ist die Harmonie der ganzen Ode zerstört. Welcher Zusammenhang die Thaten Augusts bewundernd überdenken,

a) p. 131.

und vom Bacchus fortgerissen werden? Nüchterne Trunkenheit! Unhorazischer Horaz! Nein! mein Römer berauscht sich nicht gesetzmäßig, um Augustus zu singen: er singt August, weil ihn Bacchus treibt, weil er sich begeistert fühlt. Das Lob des Kaisers verliert alles, wenn es ein studiertes Lob ist: es ist also nur ein hingeworfner, mitten in der Begeisterung gefühlter Gedanke, und Horaz folgt seinem Bacchus weiter, ohne an August zu denken. Die klotzische Erklärung des Anfanges ist also nüchtern, sie ist wider den Ton der Ode.

Ich lasse mich auf die übrigen Beispiele nicht ein: sage aber nur so viel: Jeder unvermuthete Anfang scheint abgebrochen; sobald aber der abgebrochene Anfang merkbar wird, und den Ton der ganzen Ode überschreiet: so ist er keine Schönheit mehr, er ist ein Fehler der Ode. Er frappirt nicht mehr angenehm, sondern er bestürmt unser Ohr entsetzlich. So sind die neuern Horazianer oftmals; sie fangen an, als wollten sie mit ihrer Ode den Olymp bestürmen, und siehe da; sie liegen im Sande. Zevs niest, es blitzt! fieng jener an, und ich — wünsche ihm, sich auszuniesen.

Kein Anfang also kann ohne den Ton

des Ganzen in Betracht kommen; kein abgerißner Anfang an sich ist ein Zeichen der Kühnheit, wenn er nicht verfolgt, wenn er nicht ausgeführt wird. Und eine durchhin ausgeführte Abgebrochenheit der Gedanken hat Horaz nur bei wenigen Oden: etwa, wo eine Dichtung, ein Gesicht, (II. 19. Exod. 7.) ein schneller Vorfall, eine auffodernde Stimme dazu Gelegenheit giebt. Und solche Oden unterscheiden sich durchaus im Ganzen.

Andernfalls macht Horaz solche schreiende Anfänge sich wohl nicht zur Gewohnheit. Die mehresten seiner auch erhabnen Oden fangen sich mit einer langsamen Gesetztheit: seine lehrenden Oden ruhig: und seine Oden der Freude meistens sanft an. Wo in der Ode: quis desiderio sit pudor aut modus etc. der kühne abgebrochne Anfang sey: a) sehe ich nicht. Was ist sanfter und beinahe elegisch, als wenn ein Gleim um seinen Stille anstimmt:

Wer mäßigt sich in so gerechtem Leide?
Der meine Freud' und aller Menschen Freude,
Der Musen Ehre war,
Der ist nicht mehr!

a) p. 132.

Die erhabensten, die kühnsten der uzischen Oden fangen sich mäßig an: nur denn ist der Anfang abgebrochen, wenn etwa ein lyrischer Ueberfall, ein lyrisches Blendwerk uns bereitet werden soll, und das ist meistens kurz, außerordentlich. Die abgebrochne Hymne des Callimachus ist ευϑεισμος, und die vortrefflichsten pindarischen Oden sind dem Anfange nach sehr gesetzt und mäßig. Ich kenne keine Regel, die als locus communis von Horaz abgezogen, und ohne Verbindung zum ersten Stücke seines lyrischen Odenbaues erhoben, auch abgebrochener, das ist halbirt und mehr zu mißdeuten sey, als die: „er schreit abgebrochen, ohne erst Worte zu suchen, auf!“

2. Longae digressiones. Ein neuer Canon der horazischen Ode, und ein sehr mißbrauchter Canon. Meistens liegt in Horaz bei dem Anscheine einer solchen Digression was wichtigers zum Grunde, was er mitnehmen, aber nicht zum Gesetze, sondern nach der Individualsituation seiner Ode so mitnehmen wollte; oft ists auch wirklich keine Digression, was wir so zu nennen belieben. Horaz ermuntert den Thaliarchus zur Fröhlichkeit: sey gutes Muths, und permitte Divis cetera, qui simul stravere ventos etc. Wer kann sich nun den Erklä-

rer so einfallend denken a): Permitte Divis cetera. Hic desinere poterat poeta. Ad sensum nihil requirebatur amplius. Poëtae vero vividum ingenium, dum Deos cogitat, statim descriptionem aliquam immensae potestatis Deorum praebet. — Was kann präceptormäßigers gesagt werden? Ich sahe Horaz, wie einen Schulknaben über sein Thema arbeiten, und den Lehrer darneben: gut! gnug! der Verstand ist aus: zum Thema wird nichts mehr erfodert; aber nun! eine kleine Amplification. Permitte Divis cetera war das letzte: Götter also — wie können Götter etwa umschrieben werden? fällt deiner lebhaften Einbildungskraft — — O des armen Horaz! Wenn Thaliarch zur Freude ermuntert werden mußte, was natürlicher, als daß er mißvergnügt war, daß er Unglück hatte? Und was für ein poetischer Bild vom Unglücke, als Sturm, Seesturm? Und was für ein paßlicher Bild in das Ganze dieser Winterode? Wer fühlt nicht sein Caminfeuer mit doppeltem Freudenschauer gleichsam, wenn der Wind um die Fenster raset, wenn man sich Seestürme dabei gedenkt, wenn von Meersgefahren daneben er-

a) p. 135.

zählt wird? Wo ist hier die mindeste Digression vom Thema der Ode?

Es ist keine Digression a), wenn Horaz in seiner zweiten Ode eine kurze Beschreibung der Zeiten Deukalions giebt: denn so sollen die damaligen Schreckwunderzeiten in Rom gedacht werden. Er vermehrt also das Grausen im Zurückdenken an sie, wo ers nicht durch ihre eigne Schilderung thun konnte, durch ein ausgemaltes Gleichniß alter, grauser, schrecklicher Zeiten. Die Empfindung, der Ton der Ode wird mit dem Zuge der grausen Unordnung verstärkt, und ist das Digression? Nur ein gefühlloser Scholiast konnte schreiben: leviter in re tam atroci, & piscium, & palumborum meminit; denn ihm fiel nichts, als das Gericht Fische und die Tauben, ins Gesicht; wenn Hr. Klotz aber das Grausen des Andenkens an Zeiten fühlt, wo Fische auf den Gipfeln der Bäume schwimmen, und die armen wasserscheuen, furchtsamen Tauben angstvoll in den Fluthen arbeiten: so sollte er nicht den Scholiasten nachschreiben.

I. 34. Vbi currum Iovis memorat, soll Horaz eine Digression machen a)? Und wer wüßte denn nicht, daß hier die eine, oder die

a) p. 136. b) p. 136.

andere Erklärung der Ode angenommen, der Donnerwagen Jupiters das Bekehrungsmittel des Horaz, folglich nach jedem möglichen Sinne der Hauptgegenstand der Ode ist? Ists denn Digression, ein Donnerwetter zu schreiben, wenn der gerührte Dichter sich hinsetzt, es zu beschreiben; oder gar, wenn es seine ganze Denkart ändern kann? Ich denke: eine Ode aufs Ungewitter, ohne Ungewitter, ist nichts.

I. 22. Vbi lupum, qui ipsi pepercerat, nominat. Digression a)? Eben das Abentheuer mit dem Wolfe ist ja die Veranlassung der Ode: eben darüber macht ja Horaz die poetische Bemerkung, mit der er anfängt: und eben darüber faßt er ja den poetischen Entschluß, mit dem er endigt. Es ist doch grausam, uns vor sehenden Augen den Mittelpunkt des Zirkels zum Berührungspunkte der Tangente machen wollen.

Was soll ich die weitern Citationen eines Commentators nachschlagen, der sein Gefühl darüber verläugnet, was Hauptgegenstand, was Hauptton der Ode sey oder nicht? wer kann mit einem solchen darüber einig werden, was Digression sey, quod ad argumentum per-

a) p. 136.

tineat, nec ne? Hr. Kl. hat schon zu einer andern Zeit a) Gedanken über die Digression, und zwar bei dem Poeten, in dem sie am merkbarsten wird, bei Pindar geäußert, die mich beinahe verzweifeln lassen, daß ich Pindar kenne, und den Plan seines ειδος studirt habe. Ich habe zwar nicht den Leisten des Rückersfelders noch die Schuldisposition des Erasmus Schmid; aber auch gewiß nicht die Digressionen in ihm gefunden, die Hr. Kl. Rückersfeldern vordemonstrirt.

Non recte Vir Cel. intellexisse videtur naturam & originem digressionum illarum Pindaricarum. Schön! unser Vir Cel. setzt sich also zurecht, dem Niederländer die Natur und den Ursprung pindarischer Digressionen zu erklären.

Odam, quae hoc nomine digna sit, Pindaricam *animo valde commoto* oriri, facile mihi dabunt, qui vel legerint ejusmodi carmina. Und wenn ich auch durch den Trumpf, den Hr. Kl. auf seine Behauptung setzet, für einen Unwissenden in Pindar gelten müßte: so kenne ich keine, ich sage mit Fleiße keine Ode in Pindar, die zu ihrem Charakter hätte, aus einer gerührten, erregten,

a) Klotz. act. litter. Vol. I. p. 122.

sehr erregten Seele zu entspringen. Als einen hohen, erhabnen, fliegenden Geist, der, nach seinem eignen Bilde, die höchste Blüthe jeder poetischen Schönheit bricht, kenne ich meinen alten Pindar wohl; aber eine erregte, sehr erregte Seele, die dieses erregten Zustandes wegen auf Digressionen ausschweift? — Ich zucke die Achseln! nur ein größerer Kenner Pindars, als ich, kann grandes *affectus* a) zum Charakter Pindars, zu seinem Unterschiedscharakter von David machen.

Quid cantavit Pindarns, certe in iis, quæ ad nostram ætatem pervenerunt, carminibus? Vnum idemque est omnium argumentum: victoria e ludis reportata. In his quomodo poterat & veritatem adhibere, & fastidio occurrere, nisi liberius hanc rem tractaret &c. b) Der alte lahme Tröster von Entschuldigung! Freilich, wer seine Gesänge bloß aus der Ueberschrift: Ολυμπιονικαι, Πυθιονικαι, Νεμεονικαι, Ιςμιονικαι ansieht, der kann Pindar herzlich beklagen, daß er über solch eine Kleinigkeit so viel habe leyern, und ihm schon im Voraus Ablaß ertheil-

a) Klotz. act. lit. Vol. II. p. 151.

b) Act. lit. Vol. I. p. 24.

len, wenn der arme Leyersmann hat ausschweifen müssen, um doch Etwas zu sagen. Wer aber die griechischen Zeiten, und das National- und Stadt- und Familien- und Persanalinteresse der griechischen Spiele und Sieger kennet, der wird jede pindarische Ode für nichts, als wofür sie Pindar giebt, für ein Individualstück halten: ein εἶδος seines Siegers, ein Bild desselben nach griechischen Begriffen, und o! welch ein Thema ist je reicher, als ein solches Individualthema! welch Thema reicher, als das Lob eines edeln griechischen Jünglings, eines Helden, eines Siegers! und von allen seinen lobwürdigen Seiten! und nach jeder Aussicht griechischer Schätzbarkeit! Hier ein National- dort ein Familien- dort ein persönliches Lob! — Wer kann nun mit dem, der das Hauptthema Pindars in seinen Zeiten, und in seinem Individualfalle für eine wüste und wilde Ausschweifung seines aufgebrachten Gehirns hält, wer mag mit dem weiter über eine Digression streiten? einzelne Exempel untersuchen? Wer das ganze pindarische Gesanggeschäfte für ein poetisches Exercitium hält, eine abgedroschene Materie, einen Spielkampf, einen Wettlauf, ein Ballschlagen: denn was ist jenes mehr?

neu ausgeziert, schön variirt, prächtig amplificirt in Verse zu zwingen: dem Kenner Pindars ist erlaubt zu schreiben: Nempe, si quid videmus, de tota re ita iudicandum est: *Exornandi argumenti caussa adsumere*, Pindarum *plerumque* ea, quae cum illo *aliquo modo* coniuncta sint: *interdum verecunde* (welch ein Präceptorurtheil!) in his versari et *modeste*, saepius audacius, liberiusque *euagari*, atque etiam, quae *longius petita* sint, non tam *adducere*, quam *trahere* (wie ungleich wäre Pindar dem Vorbilde seines Gesanges, dem edeln Jünglinge, der gewiß ja die kürzeste Bahn nahm!) *diutius* etiam interdum in iis *morari*, *quam reliqua pati videantur*, sed habere Poetam non solum *excusationem necessitatis* — — Ich schreibe nicht weiter. Für solchen theuren Schulpindar mit allen seinen Digressionen danke. Vielleicht wird mir ein andrer Ort Muße geben, den edlen griechischen Pindar zu zeichnen, den man so sehr verkennet: und da auch die horazischen Oden mitzunehmen, die ich in Pindars Manier glaube.

III. Saltus in carmine ab alia re in aliam. Mich dünkt, der Verfasser wird selbst den Spott, über die so genannte scientifische

Methode a), hier nicht für ortmäßig, und seine Beispiele nicht immer für die gewähltesten halten. Der Ton der ganzen siebenten Ode wird zerstört, wenn man sie in der Paraphrase des Verfassers lieset b). Wie? Horaz wollte es dem Plancus vorraisonniren, daß zuverläßig Rhodos, Mitylene, Corinth, und eine ganze Geographie schöner Gegenden, nicht so viel Reize haben, als die tiburtinische Villa des Plancus: das wollte mein läßiger Horaz behaupten wollen? Nichts minder! er läßt jedem Orte seine Vorzüge: er läßt jeden, was er will, loben: „mir gefällt meine Villa, und auch Du sey in deinem Tibur vergnügt: es wird schon alles „gehen: alles Schlimme schon mit der Zeit „besser werden.„ Ich sehe hier keinen poetischen Sprung, keine Stapelgerechtigkeit der Ode; es ist ein politischer Uebergang, die artige Wendung eines Hofmannes, der sich nach seinen Zeiten richtet — Wer wollte daraus einen locus communis der Odenkühnheit machen?

Weiter hin will ich nicht nachsuchen. Ich sage überhaupt, daß ich mir meinen Horaz selbst in seiner lyrischen Kühnheit nicht nach

a) Opusc. p. 137.
b) p. 138.

solchen Allgemeinfächern will zerhacken lassen, so sehr sie unter uns (Hr. Kl. hat einige wortmäßige aus Batteux übersetzet a)) Mode geworden. Seit dem wir in Deutschland diese künstliche Odenform mit ihrem abgebrochenen Anfange, und ihrer schönen Digression, und ihrem künstlichen Sprunge, und ihrer künstlichen Unordnung, und ihren schönen Strophenübergängen, und artigen Enjambements recht handwerksmäßig geformet und gegossen: seit dem ist wenig Neues im Geiste hoher Oden erschienen. Glückliche Theorie von der hohen Kühnheit eines Dichters, die uns das eigne Gefühl solcher Dichterkühnheit einschläfert.

5.

Der zweite Abweg, Horaz zu lesen, ist, wenn sie Hauptgeschmack wird, die Parallelenmacherei. Hr. Kl. darf nur ein großes Bild, einen gefallenden Gedanken in einem Dichter finden: so steht ihm bald ein anderer, und noch ein andrer, und endlich so viele andre zu Dienste, daß der vorige Gedanke glatt weg ist. Nun ist eine solche Arbeit bei einer mäßigen Belesenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Registern, Anthologien, Flo-

a) p. 130. 135. etc. conf. mit Batteux Einleit. 3. B. p. 20 21.

rilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heißen, ziemlich leicht: sie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar seyn; im Ganzen ist sie verderblich. Schade um die Schönheit, die ich erst aus hundert Vergleichungen schön finden soll: Schade um die Schöne, die mich erst durch ihren Namen reizet, die mir nur denn gefället, wenn sie neben andern stehet. Der Anblick, das innere schnelle Gefühl eines poetischen Bildes muß das Herz entwenden: wer blos durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindung bekommt, den schadet es nicht, wenn er keine habe.

Das schönste Bild eines Autors muß mit den Worten, an der Stelle, das schönste seyn, da ers saget, da es stehet: eine Blume, die in ihrem Erdreiche die natürlichste, die schönste ist. Man wurzle sie aus, man verpflanze sie unter zehn andre Gattungen ihres Geschlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelstrichs, ihres Bodens, und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beste Schönheit genommen. Jede Gattung der Poesie, jeder eigenthümliche Zweck giebt auch dem Bilde Geist und Leben, nicht blos Colorit und Gewand: man reiße es aus seinem Orte, aus seiner Verbindung, aus seiner Localwir-

kung, und es ist ein Schatten. Immer ists ein Verderb der Dichtkunst gewesen, aus ihr Anthologien zu sammlen, und fast immer ein kalter Gebrauch des Dichters, ihm einzelne Federn zu entrupfen, sie mit andern zusammen zu legen: da wird, nach der alten Fabel, die weißeste Schwanfeder von der struppichten Adlersfeder verzehrt.

Ich könnte zehn gegen ein Beispiel meines Autors über diesen Parallelengeschmack anführen; denn es ist ja sein allerliebster Geschmack. Und für mich immer der kälteste. Solche Bilderchen an sich sind Spielwerk: so hinter einander gestellt, wer mag sie lesen? Er ist auch sehr unsicher. Der epische Dichter giebt seinem Gedanken ein episches, der lyrische ein lyrisches, der dramatische ein dramatisches Gewand: jede Zeit, jede Sprache, jeder Zweck giebt dem Bilde wieder seine eigne Farbe. Nun flicke ein belesener Mann von Geschmacke eine Reihe solcher Bilder ohne Absicht und Zweck an einander — ein Bettlerrock! ein Harlekinsputz! Er ist auch selten weder erläuternd, noch poetisch. Ich könnte Beispiele geben, wie weit man uns mit solchem Geschmacke wegerläutern, und vom Tone des Poeten fortleiten könne. Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichts

recht innig fühlen, recht mit seiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind, wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande, daß eine Reihe solcher Blendwerke hinter einander doch recht schön lasse. Recht schön für den, der Lust hat.

Noch weniger kann ein Genie der geschmackvollen Erklärungsmethode zufrieden seyn, die ich den edlen Gemmengeschmack nennen will. Ich lobe die stillen, die edlen Verdienste eines Lipperts um den Geschmack an den antiken in Deutschland; aber Hr. Klotz sollte kaum der Lobredner desselben seyn: durch das Beispiel seines eignen Gebrauchs lobt er ihn schwerlich. Welcher leidige Kram der meisten Gemmengelehrsamkeit in den klotzischen Schriften! Selten, daß er eine wichtige Stelle neu erläutert: oft, daß er müßig da steht, und oft, daß wir ihn gar wegwünschen; denn er bringt uns aus dem poetischen Tone des Ganzen. Der Cupido, der als Künstler vor dem Kopfe des Sokrates, Plato, Horaz sitzt, schnitze ihn, nur er verstümmle ihn nicht, er schone ihm Nas' und Wange.

Ohne daß man mirs vordemonstrire, erkenne ich den vielfältigen, nutzbaren Gebrauch

der geschnittenen Steine, und wünschte bei der klotzischen Schrift, daß nicht blos der Nutzen der lippertschen Daktyliothek so obenhin (denn das mehreste neue Nutzbare dieser Schrift wird man bei Lippert selbst, und vielleicht edler und einfältiger finden) sondern in manchen Proben so gezeigt wäre, wie Demokrit die Bewegung demonstrirte: nämlich, ich bewege mich selbst! Aber das müßte uns Hr. Klotz doch nicht bereden wollen, daß bei Lesung der Dichter der Anblick der Gemmen uns eigentlich poetischen Anblick gewähre. Eine Hauptfigur, eine Stellung, etwa ein Charakter, so fern er sich körperlich äußert — das kann die Kunst schildern. Aber dem Dichter, dessen Blick immer aufs Ganze geht, wie der freie Blick der Juno, der mit jedem einzelnen Bilde nur auf die Hauptwirkung seiner Energie fort arbeitet: der nicht für das Auge artige, spielende Figuren und Puppen, und Bilder und Tändeleyen, (wohin unsre Zeit verfällt:) sondern für die Seele, für die Einbildungskraft, für den Verstand, für die Affekten feurige Gedanken reden will, dem berührt sie nur immer den Saum seines Kleides. Will sie sich an ihn hängen: soll ich bey jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz erst nachsehen, wie denn dieser und jener alte

Künstler das Figürchen gebildet: soll ich hier lange klozische Compilationen durchlaufen, wie es von einer andern Seite aussehe — hinderndes Säumniß! es hält den Dichter auf, und zerstückt ihn mit seinen Erläuterungen; oder dieser gewaltige Läufer reißt sich los, und eilt zu seinem Ziele unaufhaltsam: der Gemmenzähler aber — da liegt er längelang auf dem Rücken!

Insonderheit bitte ich für den poetischen Jüngling im ersten feurigen Lesen eines Dichters: daß man ihn doch da nicht mit schönen Münzerläuterungen und Gemmeneinsichten in dem poetischen Laufe seiner Einbildungskraft störe! daß man ihn doch nicht jeden Augenblick zurück halte, um doch ein Steinchen zu bemerken, und ihn vom süßen fortwallenden Traume seiner Lieblingsidee zu wecken, und die unaufhaltsame Ergießung seiner Seele augenblicklich zu verstopfen. Ich mag nicht Caylus in der Hand haben, wenn ich Homer lese, und noch weniger wünschte ich, ihn zur Hand gehabt zu haben, da ich ihn das erstemal las. Hr. Kl. a) freue sich in der Idee, wie schön sich Virgil mit allen Erläuterungen aus geschnittenen Steinen müsse lesen lassen: ich will

a) Ueber den Gebrauch der geschnittnen Steine hin und wieder.

ihn mir nicht so vorlesen lassen. Für mich liegt Horaz unter dem klotzischen Commentar, wie jener Riese unter einem Berge voll Lava und Steine: ich finde seine Glieder zerstückt und zerstreuet, wie die Glieder jenes Absyrthus. Ists denn nicht einmal Zeit, Gelehrsamkeit, Belesenheit und Kunstgeschmack schätzen, und doch die Schranken ihres Gebrauchs bestimmen zu dürfen?

Damit der nicht ein Barbar heiße, der so etwas sagen darf: so rede der Quintilian Deutschlands, der gelehrte Geßner b): „Seit dem die aus den Quellen selbst geschöpfte Gelehrsamkeit abzunehmen anfing; die seltner wurden, die jede Gattung alter Schriftsteller selbst nachschlugen; noch aber solche übrig waren, die etwa Einen derselben kennen und verstehen mochten: seit dem entstand das Auslegergeschlecht, das aller Orten her, aus Gedächtniß- und Denkmahlen zusammenschleppte, was nur etwa zur Erläuterung desselben dienen könnte; so daß die, denen der übrige Vorrath von Gelehrsamkeit fehlte, die sich nicht alles selbst verschaffen konnten, was zur Erklärung seines Sinnes gehörte, durch die Arbeit andrer unterstützt, nichts missen dürften. — — Bey

b) Præf. in Liv.

Wiederauflebung der Wissenschaften fanden sich Gelehrte, die durch weitläuftige, und nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, weit und breit belesene Vorlesungen die alten Schriftsteller erklärten. Des Mancinelli, Pomponii, Beroaldi, Calderini, Ascensii Vorlesungen wurden mit großem Fleiße gehöret, und noch jetzt füllen ihre Bände ganze Bibliotheken. Vor andern ist hier die Mühsamkeit des Nic. Perotti bekannt, der, um Ein Buch Martials zu erklären, ganze Schätze lateinischer Sprache und Gelehrsamkeit ausschüttete, und ein Cornu copiæ gab, aus dem fast alles gesammlet werden kann, was man jetzt aus Wörterbüchern sammlet, und aus dem sich auch die Wörterbücher sehr bereichert. — — Nachher gab Salmasius uns sein ungeheueres Werk über den Solinus; in dem er aber weder mit Gelehrsamkeit, noch Digressionen Maß wußte u. s. w. — — Dieser Gewohnheit folgen oft die Lehrer der Philologie, die zur Erklärung eines Buchs, so viel sie nur können, den größten Apparat von Gelehrsamkeit zusammentragen, und nichts unangeführt lassen, was sich nur einigermaßen, auch nur durch Umschweife, dahin wohl könnte ziehen lassen. Fehlen einigen hiezu eingesammlete Hülfsmittel — ei! die nehmen die Commentarios anderer, Wör-

terbücher, und solche Tröster zu Hülfe, und wissen es so weit zu bringen, daß man ihre Aufsätze für große Schatzkammern ansehe. Mögen sie doch! (Neque carbones esse dixerim equidem, sagt Geßner: wer will, sage es nach) oft aber kann man sich solchen Reichthum mit minderm Zeitverluste sammlen." Statt zu deuten, fahre ich in Geßner fort: er redet jetzt eigentlich vom Zerbröckeln eines Autors in der Schule; allein der Schade ist überall derselbe.

„Wir wollen uns also einmal die Fabel jenes von seiner Schwester zerstückten Absyrthus gedenken, und sie uns vorstellen, daß sie ihren Bruder nicht glieder- sondern gelenkweise zerhacket, und hier ein halbes Auge (die andre Hälfte liegt weit ab!) dort die Hälfte vom rechten Ohre, hier den dritten Theil der Nase, dort ein Stück vom Augenbraune u. s. w. hingeworfen, alles weit aus einander geworfen hätte: wie doch? hätte der Vater auch wohl argwöhnen können: das sey sein Sohn? Eben so wenig, als ein der Optik Unerfahrner eine Anamorphose sich wird sammlen, und recht vors Auge bringen können. Ists aber nicht eben so mit der heutigen Erläuterungsmethode der classischen Schriftsteller? jedes einzelne

Wort erklärt, die Perioden aus einander gezogen, jeden vierten Tag, ein kleines Pensum auf die Art in kleine Brocken zerstückt. Ists möglich, daß ein Jüngling auch von Seelenkräften, und gutem Gedächtnisse, diese mit Erklärungen überladnen und aufgedunsteten Theile, sich so gegenwärtig erhalten, sie so verbinden könne, daß ein Körper, ich will nicht sagen, ein schöner Körper; nein! nur allenfalls ein Körper, daraus werde; daß er nur, was er lese, behalte, und darüber Rechenschaft gebe." Geßner giebt Beyspiele, die eigentlich nicht für mich gehören; ich erinnere meine Leser daran: wie oft es möglich sey, solchergestalt seinen Schriftsteller so ganz aus dem Gesichte zu verlieren, daß man endlich nichts minder, als ihn, erläutert, anführet und kennet. Er fahre fort:

„Auch daher, oder ich müßte mich sehr irren, auch daher unter andern rührt der stupor pædagogicus, der fast zum Sprichworte geworden, daß man Leute sieht, die einen guten Theil ihres Lebens unter den weisesten Geistern von der Welt zubringen, und doch daher nichts, als Worte, mitbringen; statt ihnen gleich zu werden; statt, wie sie, denken, schließen, reden zu lernen.

Um so minder kann jemand bey solcher

Langsamkeit von der wahren Gestalt und Schönheit eines Buchs einen Eindruck bekommen: denn, je lebhafter, um so verdrüßlicher wirds ihm seyn, sich zu bewegen, und nicht weiter zu kommen (se movere quidem, sed non promovere) insonderheit da er, der Umschweife wegen, eine Stelle, ein Bild zwey, drey, viermal hören mußte.

„So wie aber bey solcher Zerstückung und Zertheilung der Begriff der Sache verlohren geht: so ermattet, oder erlöschet auch die Lust zu lesen, die sonst vorzüglich dadurch erhalten und angefeuert wird, daß wir zu Ende eilen, daß wir den ganzen Verlauf zu wissen verlangen. Schon dieser Reiz macht, daß Leute, die sonst übrigens keine Lesesucht haben, einen Telemach, Robinson, Gulliver gleichsam verschlingen, und sie nicht weglegen, ehe sie zu Ende sind; einen Homer, Virgil, Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius hingegen, eben so angenehme Schriftsteller, erregen der Jugend Schauder, weil sie nie ein beträchtliches Stück, gleichsam in einem Athem wegliest, um vom ganzen Körper zu urtheilen, um durch die Erwartung des endlichen Ausfalles angefrischt zu werden. — —

„Und gewiß durch ein so stätiges, mühsames und ängstliches Lesen wird man kaum

die Alten verstehen lernen. Wenige Worte haben einen so gewissen und bestimmten Sinn, daß sie überall Einerley bedeuten: aus der Nachbarschaft, aus dem Zusammenhange der ganzen Rede, aus der Reihe der Sachen, bekommen sie ihren Werth; anderswo, im Munde andrer Personen, in andrer Materie bedeuten sie anders. Um dies überall zu verstehen; um es sogleich zu erreichen, nicht, was ein Wort bedeuten könne, sondern bedeute, kann nicht anders, als durch vielfaches Fortlesen vieler Bücher, geschehen u. s. w."

Geßner redet noch weiter vom Schulgebrauche fort: ich will nur hinzusetzen, daß, wenn kaum der Wortverstand, kaum der gewöhnliche historische Sinn bey solchen Commentarien und Erläuterungen erreicht werde: ei der erste feurige schnelle Anblick, der da bildet? ei das poetische Auge, das mit einem Adlersblicke aufs Ganze, und vom Ganzen auf Theile hinläuft? ei der edle unnennbare Sinn, der allen fremden Plunder wegwirft, und hinzueilet, das nackte ganze Bild vom Geiste eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten? Ei der? —

Er höre den süßlallenden Autor a): „wenn man einem jungen Menschen, dem die Natur

a) Ueber die geschn. Steine.

eine feine Seele und ein empfindliches Herz gegeben, diese Steine zeigt, erklärt, und sie mit den homerischen Versen vergleicht, welche Früchte kann man sich nicht von einem solchen Unterrichte versprechen! Die Erzählung geht selbst in Handlung über: wir glauben nicht mehr die Geschichte zu lesen, wir sehen sie selbst mit an: wir wohnen den Auftritten bey: in der Einbildungskraft versetzen wir uns nach Troja, in das griechische Lager, und schauen die unsterblichen Helden von Angesicht. Auf diese Art fühlen wir das Nachdrückliche, das Erhabne, das Schöne der alten Dichter doppelt, und ein zartes Gemüth nimmt einen Eindruck an, den es beständig behält, und der sich in den edelsten Wirkungen äußert. Seitdem ich den Neptun gesehen, wie ihn die göttliche Kunst eines alten Steinschneiders abgebildet, hat der virgilianische Neptun in meiner Einbildung Leben und Seele bekommen. Vier Pferde —— o wer kann den süßen Ton weiter hören! Das alles wird der poetische Jüngling sagen, das alles erst, seit du das Steinchen sahest? So hatte der virgilianische Neptun vorher nicht Leben und Seele? So gieng bey dir die homerische Erzählung nicht in Handlung über? Du sahest sie nicht selbst? du wohntest nicht den Auftritten bey? du warst

nicht in Troja? im griechischen Lager? kanntest die griechischen Helden nicht blos von Angesichte? sondern von Seele, von Seele? sahest sie sprechen, Affektvoll sprechen, handeln, wüten — — das alles sahest du lesend nicht? Nur vom Steine bekamest du Eindruck? O du hättest Homer nicht lesen sollen! bey mir lebte, da ich las — Doch warum wollen wir den poetischen Jüngling weiter reden lassen? Bey wem wird denn die Schilderung Homers in allen Stellungen, Empfindungen, Reden, Handlungen im fortgehenden Strome des Epos, denn mit den einzelnen Bilderchen, die uns ein Abdruck gewährt, einerlei Wirkung thun? auch nur zu vergleichen seyn? Und die ganze poetische Energie Homers? —

6.

Nochmals gesagt: man müsse auch in Poeten den Gebrauch so aller, so auch der Kunstbelesenheit (Kunstkenntniß, Philosophie der Kunst, kann ichs wohl bei Hrn. Klotzen kaum nennen) sehr loben, wo er zu rechter Zeit kommt: aber daß eine Iliade in Steinen mehr, als die in Versen, des poetischen Anblicks fähig, mehr als jene zur Bildung eines Poeten, oder auch nur zur poetischen Illusion mit jener gleich energisch sey, das wolle mich niemand bereden. Kunst gewähre Kurstan-

blick; der ist mit der successiven Energie des Dichters gar nicht einerlei, kaum zu vergleichen, und Hr. Kl. fechte immer in der Stelle mit dem Schatten des Laokons, nie zu verwirren Ich wollte, daß Hr. Klotz durch seine Gelehrsamkeit und Kunsterläuterungen uns nie die Kraft des Dichters, die sich nur fortgehend äußert, gestöret hätte.

Ich schreibe über Horaz: wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieses Dichters schwatzen. Zuerst ist das ausgemacht, daß keiner meiner Horazianer aus Horaz Latein oder römische Alterthümer lernen solle. Lieber komme ich jeden zuvor: lieber prävenire ich ihn unvermerkt, mit der Welt, in der ich ihn führen will, mit der Sprache, in der der Dichter sprechen wird: unvermerkt suche ich ihm die ganze Situation unterzuschieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich fange an: und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, schöner Ausdrücke, gewählter Phrases, jage ich seine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder schwimme den Strom seines Gesanges hinunter. Unlieb, wenn mich mein Zuhörer störte = unlieb, wenn sein Auge an Kleinigkeiten hangen bliebe: denn so würde der ganze Zweck

des Dichters, die Art von Täuschung gestört, in die mich sein Gesang setzen soll. Ich bin darinn gesetzt, ich bin zu Ende: das Ganze der Ode, Ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele, die Situation der horazischen Ode steht mir vor Augen, und — mein Buch ist zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner Seele hole ich diese wenigen, mächtigen Eindrücke hervor: mir ist die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dies bewahre ich: die wenig zusammenfließenden Züge des Bildes bleiben in meiner Seele: dies ist Energie, die mir die Muse succesiv bereitet, sie will ich um keine spätere Divertissements in klotzischen Commentarien geben.

Das Buch wird wieder aufgeschlagen und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausschweifungen, Umwege aber nicht. Der Lauf des Dichters ist mir Augenmerk, und wenn ich mir sage: hier war der Gesichtspunkt — wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles nahm der Dichter ins Auge: so mußte er anfangen, und fortfahren. Jenes und dies kam den Dichter in seinem Laufe zur Hand, und wie ein Strom, in den sich Ströme stürzen, wälzt sein Gesang sich prächtiger fort. Hier ein Fels: anprallend nahm er andern

Weg, oder schlängelte sich durchs geblümte Thal: überall aber der Römer, der Römer seiner Zeit, als — Dichter. Ich sage, wenn ich mir dies jetzt deutlicher entwickle; so um des Gottes willen! denke ich an keine Allgemeinregeln! an keinen Longin und Batteux, an keine Fächer der Odenfabrik. Dieser Römer, und dieser Dichter, und diese Situation, und diese Ode ist mein Alles jetzt. So weit das Odengenie und —

Noch denkts an keine Gelegenheit, selbst — wie? etwa Wortkritiken zu machen? etwa über einen Geßner, eines kleinen Fehltrittes wegen, seitenlang die Achseln zu ziehen? etwa die Bentleys und Baxters und Sanadons zu verläumden? — o wer wird noch an so etwas denken? Es denkt selbst noch nicht an — eine Gelegenheit, diese Ode nachzubilden. „Das ist viel! wird man sagen," ja das ist viel! und vortrefflich, daß es an so etwas nicht denkt. Einst stoße ihm eine Situation auf: Apollo wecke ihn mit der Leyer: er wird singen, horazisch oder — vielleicht mehr als horazisch singen; ohne aber, daß dem geneigten Leser dabei nichts, als Purpurlappen des Römers, zu Gesichte kämen, ohne ihm die proelia virginum', und die iras faciles und das mea virtute me involvo etwa nachzulallen.

Nun gebe ich ihm einige sogenannte Horatios secundos in die Hand. Er läuft die erste Ode durch a): „Ach der ganze Bau derselben schon bekannt; aber eins vermisse ich, „Horaz den Baumeister. Freilich sind hier „die fontes vitrei und der in nemore obvius Amor, und die gaudia amantium, „und die risus hilares, und die blandi oculi, und die colla lactea, und die mellea „basia, und die grata silentia — — alle diese horazische Blümchen sind hier auf einen Haufen, aber ach! zusammengelesen und verdorret. Hier äußert sich der ignis insolitus, und die vis in pectore nova dadurch, daß der Dichter sich in seiner ersten poetischen Wuth — „nun! nicht etwa den Hals ab„schneidet, oder sich, wie jener löwensche „Romanzenpoet, mit dem Federmesser in die „Augen läuft?„ So böse nicht! daß er sich ein Myrthenkränzchen flechtet. Nichts mehr? noch etwas! auf die Recommendation des Amors, (man denke! aber er kannte das Närrchen auch genau: es war der Gemmenamor, *alis conspicuus* Amor) auf die Empfehlung desselben fängt der, der im Walde ruhig lag, auf einmal an, — seine lateinische Chloe zu besingen,

a) *Klotz carm. omn.* Carm. I.

ihre schöne schwarze Augen,
ihre süße Honigküsse,
ihre leichte drohende Minen,
ihre — —

kurz, hundert Dinge, die er auf die Empfehlung Amors so unerhört und ungesehen singen kann, als der Ritter von der traurigen Gestalt seine Dulcinea. Ich sage singen; aber besser:

Die es ihm jetzt beliebt, in Versen vorzutragen,

(juvat dicere versibus.) Und dies beliebt ihm, so oft die stille Nacht anbricht, so oft die Luna ihr schönes Haupt vorstreckt, so oft es der Echo beliebt nachzuseufzen. — Mein unverdorbner Leser Horaz wirft solche Horaz zurück, es fehlt ihnen Eins: der Geist Horaz im Ganzen der Ode.

Wer aber kein Odengenie ist? der soll wenigstens ein Jüngling von Geschmacke werden. So sang der Römer, das ist seine Welt; so wir nicht — wer hat Vorzüge? So sang Horaz: daß ist sein Wortbau, seine Lieblingsgegenstände, seine besten Uebergänge, die Composition seiner Gemälde, die Einpflanzung derselben in dies und jenes Sylbenmaß: dies wählt er jetzt, dies irgendwo anders. Nun endlich — wie ausgesucht Alles! Gedanke, Wendung, Ausdruck, Wort! das ist

seine Manier, das ist mein lieber Horaz! — Und wenn mein Jüngling auch von der Kritik Profession machte: wenn ich ihm auch nachher vollständiges kritisches Geräth zur Hand legte, und die vornehmsten Abwege der Kritiker zeigte — niemals weiche er doch aus dem Gleise, aus der Odenillusion des Dichters — — Wie weit sich Hr. Kl. mit seinen bisherigen horazischen Werkchen um diese verdient gemacht, beurtheile ein andrer.

7.

Ich schließe, und finde nöthig, folgendes hinzu zu setzen. Freilich habe ich diesmal, statt in kritischen Wäldern, oft in kritischen nugis herumwandeln müssen: allein warum schreibt Hr. Kl. solche am liebsten? warum hat er fast nichts, als solche, geschrieben? warum spricht er bei ihnen in so vornehmen Tone? warum läßt man sich von diesem Tone so überstimmen, daß man sie als Offenbarungen Apollo's lobet?

Daß muß uns freilich Herr Klotz nicht überreden wollen, daß seine Verweise, und Lobsprüche auf Homer, daß seine mythologischen Achtsstralen, daß seine schöne Kunstvorschläge aus unsrer Religion, daß seine Schamvisionen, daß seine horazischen Einfälle Etwas, auch nur einen Funken Neues enthiel-

ten; blos den mittelmäßigst belesenen Leser kann seine Mine überreden. Aber daß alle diese sogenannten Alterthumsschriften voll Fehler und Irrthümer, und durchgängig mit dem seichtesten Urtheil abgefasset sind: das will ich nicht den Leser überreden, das mag er selbst beurtheilen.

Wie ich aber an dies Urtheil komme? Nicht anders, als auf einem sehr erlaubten Wege. Ich habe nicht die Ehre, Herrn Kl. von Person zu kennen, oder mit ihm in einiger Verbindung zu stehen; aber seine Schriftchen habe ich gelesen, überdacht, seicht gefunden, und endlich mich gewundert, daß jemand sie anders finden können. Zwar warum mich gewundert? mich selbst hat beim ersten Lesen die lateinische Sprache, und die leichte und doch so vornehme Mine blenden können; aber beim zweiten Lesen war der Duft verflogen, und eben die Mine, mit der er seine Schrift über das Studium des Alterthums, seine Münzenschmeckereigeschichte u. s. w. schreiben — die gute Ehrlichkeit, mit der so viele diese Mine haben ansehen können; freilich! die, und nichts mehr, hat mich zu einem kritischen Spatziergange in seinen Schriften lüstern gemacht, mit dem ich fortzufahren gedenke.

Ich habe eigentlich nicht für, auch nicht gegen Hr. Klotz geschrieben. Ist aber jemand, der meinen Gründen Gegengründe, und meinen Zweifeln Beweise entgegen setzen will: wohl! mein Name ist keine Sünde, ihn wolle man also nicht errathen, oder weissagen; wenn aber meine Schrift Sünde seyn soll, so bin ich der Erste, sie auf den Ersten Wink zu prüfen; zu verdammen oder zu vertheidigen. Nimmt aber Jemand zu dem elenden Mittel seine Zuflucht, die Sache in Personellvermuthungen, in leere Allgemeinsätze, in Nebensachen, oder gar in die Gegend des Lächerlichen, oder der Pöbelschimpfe zu spielen: so erkläre ich mich, daß ich dies als das sicherste Kennzeichen vom Treffenden meines Urtheils ansehen, und ruhig fortfahren werde. Und überhaupt habe ich zu viel Achtung gegen mich selbst, als daß ich mit dem Verfasser des Anti-Burmannus, des Funus Petri Burmanni secundi, der Rede des Milphio ad compotores, und des Schulmeistergedichts auf den Tod Burmanns, einen gelehrten Streit führen wollte; vielleicht wird das Publikum auch Etwas von der Achtung gegen mich haben, mir einen solchen Streit zu erlassen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

J. G. Herders vermischte Schriften

Bd.: 16

Wien 1802

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.361-a(7#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720555-6